Th. Schwabe,

Im

Lande John Bulls

Im Lande John Bulls

Im Lande John Bulls

Erinnerungen des Theodorich Schwabe

Ravensburg
Verlag von Friedrich Alber
1908

Hof- und Universitätsbuchdruckerei C. A. Wagner, Freiburg im Breisgau.

Inhalt

Die mit * versehenen Stücke dürften besonders auch Frauen ansprechen.

Was ich will

Die Alten fabelten von einem ‚äußersten Thule‘, einer sagenhaften Insel, die nie der Fuß eines Römers betreten habe. Auf fernen Wogen schlafe sie still dahin, in dämmerndem Duft liege sie begraben, umschleiert von Geheimnissen, glaubten sie.

Ist für Millionen von Deutschen Großbritannien mehr als Thule? Mehr als ein Stück unbekannter Welt? Würde Mister Bull sich mit den Seinigen nicht selbst so oft in deutschen Reisegegenden vorstellen, würden nicht unsere Realschulen und die Politik mit England zu tun haben, man wüßte nicht allzuviel von ihm.

Uns und ihn trennt das Meer, und das Meer der Abneigung, das tiefer ist als jenes, vollendet die Trennung.

Tendenz hat mein Buch nur insoweit, als es ehrlich sagen will, was und wie ich drüben alles erlebt und gesehen habe. Lehre ich dadurch die Engländer besser kennen, helfe ich das trennende Meer überbrücken, Vorurteile zerstreuen, die in manchen Kreisen herrschen — um so besser.

Ich suchte das Leben in England zu nehmen, wie ich es fand. Mit Vorliebe das kleine tägliche Leben,

das so verschieden ist vom unsrigen, und das Leben der unteren Schichten des Volkes. Die Lebensgewohnheiten des Alltags lassen ja viel rascher in das Wesen eines Volkes blicken als politische Reden und Toaste, die nicht immer ganz aufrichtig sein sollen . . .

Man wird daraus entnehmen, daß ich kein Buch voll zarter Lyrik schreibe. Wer nach London fährt, erwartet gar keine Lyrik. Er weiß, daß er auf blauen Himmel und Melodien eines heiteren Lebens verzichten muß, daß die Menschen, die unter dem englischen Himmel geboren werden, nicht dazu angetan sind, einen Fremden zum Schwärmen zu bringen. Nein, es ist unmenschlich schwer, in England und London dichterisch zu schwärmen. Für England oder für irgend ein anderes Land, halte ich ohnehin für überflüssig.

Doch Menschenleben ist Menschenleben, und das Menschenherz spielt Lust- und Trauerspiele überall.

Denkenden und fühlenden Frauen und Männern widme ich dieses Buch, voran jenen, die England noch nicht kennen. Ob kundige Thebaner am Ende nicht auch einiges finden werden, mögen sie selbst entscheiden.

* * *

Ein Abschied

Liebe kleine Schlingel winken mir emsig Abschied zu. Auf einem kleinen Bahnhof in Kent ist es, wo ich einen Freund besucht hatte.

Leben Sie uool! ruft alles zusammen. Kommen Sie uider! Good bye! Sie strecken ihre Ärmchen aus, Kußhändchen fliegen, die Gesichtchen sind erregt. Die kleine Maud, die mich besonders ins Herz ge-

schlossen hat, gibt wehmütig noch einen feierlichen Abschiedskuß. Ach, die Ballspiele! Ball und wieder Ball! Tag und Nacht Ball, wenn man mittäte. Kleine Mädchen mißbrauchen gern die Güte anderer (bei großen kommt das natürlich nicht vor). Maud hat alle Ursache, „Komm zurück" zu seufzen.

Immer möchte ich nicht gerade hier sein. Denn die Frau ist Engländerin, eine gutmeinende Engländerin, auch in Angelegenheiten der Kochkunst. In dieser wird aber ein Schwabe mit einer Tochter Albions nur einig werden, wenn er das Glück hat, einen kräftigen Magen zu besitzen und sich demütig in sein Schicksal ergeben zu können. Friedensverhandlungen, die etwa auf Änderung des hausfraulichen Kochsystems abzielen, helfen wenig oder nichts. Fast immer räumt der Deutsche als besiegter Held das Schlachtfeld.

Um so treuer werden mir die Kinder in Erinnerung bleiben. Die lieben Schlingel! Noch nicht englisch versteift und hölzern, eine gelungene Mischung von Süddeutschen und Engländern.

*

* *

Der Magnetberg

Eine rasche Fahrt durch Kent London zu. Alles in England strebt nach London:

„Alle keuchten, alle flogen,
Wie von einem Fabelding,
Dem Magnetberg angezogen."

Die Landschaft, der ‚Garten Englands', ist nach englischen Begriffen ‚schön'. Hinterm einfachen Bahn-

hof beginnen Hopfenpflanzungen, Wiesen und Baumgruppen (die Wälder ersetzen müssen), wieder Wiesen, auf denen Vieh frei weidet. Dörfer mit grauschwarzen Häusern, Herrensitze inmitten alter Bäume, an einer Halde ein Schäfer mit seinen Pfleglingen. Ruinen mit Efeu bewachsen, selten Fruchtfelder, selten Gärten. Ganz wie die Landschaften der englischen Maler. Eine recht einförmige Schau.

Obwohl früh am Nachmittag, beginnt sich ein dünner Schleier über die Sonne zu legen, der immer trüber und dicker wird. Die freie Luft der Provinz hört auf, die der englischen Großstadt fängt an. Der Zug scheint zu steigen, bald fährt er in der Höhe eines kleinen Hauses dahin, an Straßenreihen ärmlicher Farbe und Form vorbei. Von fern eine Kuppel. St. Paul! Ein breites schmutziges Wasser, über dem wir zwei anderen Zügen begegnen. Zwischen die Wagen hinein tauchen aus der Tiefe die Segel eines Großschiffes. Der Zug hält. Ich steige eine lange Treppe hinab und suche ins Freie zu treten. Da fährt ein Ungeheuer auf mich los mit brüllender Stimme, reißt den Rachen auf, fletscht mit den Zähnen, stampft wütend auf den Boden, schellt mit dem Halsband, ja — unerhörte Frechheit — rechts und links sausen mir Ohrfeigen an den Kopf, daß mir Hören und Sehen vergeht.

Das ist nicht gerade wörtlich zu verstehen, aber das Getriebe in jener Gegend tut ungefähr so.

Durch die Völkerscharen von Ludgate Hill wandere ich zur St. Paulskirche. Da erheben die Glocken von St. Paul ihre mächtigen Stimmen, eine nach der anderen, rhythmisch angeschlagen. Sie laden zum ‚Abendsang‘, dem Abendgottesdienst der anglikanischen Kirche. Ihr Dröhnen beherrscht den Lärm der Straße, selbst

den der Züge der Hochbahn. Wenn diese über die Straße fahren, tönt es wie grollender Donner.

Leise zupft mich jemand am Arm: Kennst du noch das Dorf auf hoher Bergwarte im Schwabenland, inmitten seiner frischen Wälder, seiner Gärten und Weinberge, seiner Rosenfluren? Hörst du nicht, wie weich seine Glocken in eine schweigende, harrende Ebene hinaustönen? Wie die Amsel vor deinem Fenster singt? — Ach, ich kenne, ich höre, ich sehe. Fort, Erinnerung! Hier ist Ludgate Hill und Fleet Street und St. Paul und London!

*

* *

Die erste Nacht
Der schwäbische John
Bull will schlafen

Als äußerst tugendhafter Mensch mietete ich mich am Abend in einem Temperenzhotel ein. Ich hoffte, dort ohne Alkohol glorreiche Tage zu verleben. Wie gräßlich ich enttäuscht wurde, möge folgende Historie über meine erste Nacht in London zeigen.

Die ‚Enthaltsamkeitsgasthöfe' sind in England und Amerika ebenso zahlreich als nötig. Denn Bull männlichen wie weiblichen Geschlechts liebt alkoholische Getränke mehr, als strenge Sittenwächter es erlauben können. Wer solchen Versuchungen aus dem Weg gehen will oder sich ‚bekehrt' hat, geht in Temperenzgasthöfe. Diese werden meist von Methodisten oder von Leuten gehalten, die in einem Glas Bier etwas sehr Bedenkliches sehen. Man bekommt in ihnen nur Kaffee, Tee, viel Tee, Limonade und sonst gute Sachen, aber ja keinen Alkohol, denn er ist schreckliches und gefährliches Gift.

Ich halte diese Gasthöfe für hellen Unsinn. Sie mögen gut gemeint sein, aber ob ich mich mit Wein und Bier ‚vergifte' oder mit starkem englischem Tee — wer nennt mir den Unterschied?

Ich saß im eleganten Speisesaal und trank zu Kotelett und Bohnen Tee. Eine ganz possierliche Komödie und eine große Heuchelei. Bald fühlte ich die Folgen: der Geist wurde erregt, das Herz pochte — leichte Vergiftungserscheinungen. Ans Schlafen war nicht zu denken, obwohl mein Zimmer günstig lag und kaum ein Laut des nächtlichen Getriebes von den Straßen her störte.

Um mich nützlich zu beschäftigen, untersuchte ich zum erstenmal gründlich ein wahrhaftiges englisches Bett. Ich habe diese Greuel von Betten in ganz England gleich gefunden. Dank der geringen Erfindungsgabe und der merkwürdigen Selbstzufriedenheit des englischen Volkes sehen sie so aus: Ein Eisengestell von 2 m Breite, die Gipfel der Kopf- und Fußseite mit Messingknollen abgeschlossen, der ‚Boden' ein eisernes Gitter, darüber eine 15 cm dicke (in vornehmen Hotels auch dickere) Matratze, dann ein Leintuch. Das Kopfkissen noch greuelhafter: Unser Polsterdreieck fehlt ganz; nichts als ein breiter Wulst, wie man ihn auf Gemälden aus dem Morgenlande abgebildet sieht, hie und da noch eine Erinnerung an ein deutsches Kopfkissen. Wünscht man ein höheres Kopfende, so bringt das Zimmermädchen freundlichst einen zweiten Wulst. Zudecken muß man sich mit Wolldecken. Kein blasser Gedanke von weichen Federbetten. Ist es kalt, so wickelt man sich eben in zwei oder drei Teppiche, riskiert aber, morgens erstickt und erdrückt gefunden zu werden.

Ich glaube, man schläft in China und Tibet ebenso angenehm als in England. John Bull ist in diesem Stück weit zurückgeblieben.

Nun versuchte ich zu schlafen, erfuhr aber bald, daß ich nicht allein in meinem Zimmer war. Es tat sich zwar keine geheime Türe an der Wand auf, kein Mörder dürstete nach meinem Blut, auch andere schreckliche Abenteuer kamen nicht vor; was jedoch meine Feinde mir in jenem Zimmer antaten, war nicht schön. Grimmer Zorn durchbebte mich, ich sprang vom Lager auf und eine gräßliche Schlacht hätte begonnen, wenn man in einem englischen Gasthof Zündhölzer nicht selbst mitbringen müßte, um Licht zu bekommen. Seife war da, aber mit ihr zündet man keine Kerze an. Immerhin schien der Mond und so wickelte sich das Gefecht nicht ganz im Dunkeln ab. Die Niederlage war auf Seite meiner Feinde entsetzlich.

Als ich diese tapfere Tat vollbracht hatte und immer noch nicht schlafen konnte, suchte ich im Mondenschein nach einem gewissen Ort. Neue Bestürzung: Es gab keinen! Ich stieg einen Stock tiefer — wieder nichts. Aber ich gab meine Forschungen nicht auf, sondern ging ins Haus hinab und siehe, in mitternächtiger Stille ließ er sich finden, glänzend ausgestattet wie überall in England. Dann ging ich gemütlich wieder den Weg nach oben und bald stand ich vor meinem Zimmer Nr. 75. Ich drehe den dicken Messingknopf herum und — o Schrecken! Mein Blut erstarrte! In meinem Bette schnarchte jemand. Offenbar ein Verbrecher, der dich in deiner ersten Londoner Nacht mordet. Wirklich, er rührt sich, jetzt kommt er, und sein Mordstahl fährt dir ins Herz. Nein, er

spricht mit sich selbst: O yes, yes höre ich und all right, dann wieder yes. Er träumt also, und ruhiger überblicke ich das Zimmerchen: Hier auf dem Boden liegt friedlich eine Hose, ein Schuh da, einer dort, der Kragen hat offenbar sein Ziel verfehlt, er schläft neben dem Tisch, ein Koffer gähnt halb geöffnet und so hübsch weiter. Und das in einem Temperenzhotel, das zu gediegener Mäßigkeit anleiten sollte. Mit einem ‚O Gott, ich danke dir‘ schloß ich die Türe.

Ich hatte mich getäuscht: Das Haus war ein Doppelhaus und beide Hälften gleich eingeteilt, ich war die Treppe des zweiten Hauses emporgestiegen. —

Anderen Morgens lernte ich John Bull, den Unpraktischen, als den gewaltigen Helden des Frühstücks kennen. Das Frühstück ist für ihn ein Mahl, das er für nötig hält, weil die Seeluft furchtbar zehre. Alle nordischen Völker essen mehr und essen fetter als wir Süddeutsche. Mir gegenüber sitzt ein alter Herr, die Zähne fehlen ihm, aber er bekommt zu seiner Kanne Tee ein großes Roastbeef. Dieses würzt er mit Pfeffer, auf den Rand des Tellers bringt er Salz zum Eintunken. Und nun geht eine Säblerei los, die mich ergötzt. Der Ernst! Der Eifer! Welch tiefes Schweigen im ganzen Saal! Höchstens ein rasches Geflüster! Ja, das englische Frühstück ist ein wichtiger Teil des Tagewerkes. Am nächsten Tischchen ißt eine feingekleidete Dame eine dicke warme Speckschwarte, früh am Morgen — brrr! Überall steht der Loaf, ein Brotlaib, einem bauchigen Strohbienenkorb ähnlich, auf dem ein kleinerer als Kappe thront. Zuerst nimmt man das obere Bienenkörbchen weg, wenn man ein Gentleman sein will. Das Brot, altgebacken wie meist in England, ist mittelmäßig.

Ich verabschiedete mich höflichst von dem Fräulein an der Kasse. Dann ergriff ich die Flucht. Das war meine erste Nacht.

*

* *

Erste Eindrücke
Arm und reich

Der Romanschriftsteller Bulwer, ein Vollblutengländer, der seine Landsleute kannte, schrieb vor etwa 70 Jahren, das erste, was sich einem Fremden bei seinem Eintritt in England aufdränge, seien die Spuren des Reichtums, und das erste, was dem Betrachter der englischen Gesellschaft auffalle, die Hochhaltung des Reichtums. „In manchen Ländern", fährt er fort, „ist der Genuß der einzige Götze, in andern der Ruhm und sonstige stolze Wünsche, bei uns dagegen ist das Geld die mächtigste der Gottheiten."

Geld? Reichtum? Anbetung des goldenen Kalbes? Ich selbst habe andere Spuren zuerst gesehen.

An einem Septembervormittag, als die Sonne weit, weit draußen zu sein schien, irgendwo hinter der gelblichen Luft, stieg ich im äußersten Osten, im armen Poplarviertel auf einen Omnibus. Überall Leute in notdürftiger Kleidung, schmutzige Häuser, verwahrloste Kinder, Frauen in zerfetzten Kleidern. In London hat jedes Viertel sein entschiedenes Gepräge, das man sofort erkennt.

Man fährt weiter: Whitechapel. Gleiches Bild, nur durch russische Juden in langen Mänteln und Judenmädchen mit morgenländischer Frisur etwas verändert.

Die City naht: feste Häuser mit geldschrankfsicheren Türen. Es wimmelt von Gehröcken und Zylinderhüten — die Tracht der kaufmännischen Angestellten.

Dann das Ameisengelauf und -gesurre vor der Bank von England und der Börse, die glänzenden Läden von Holborn, die Paläste der langen Oxfordstraße. Feine Kleider, sündteure Hüte der Damen.

Eine starke Stunde bin ich gefahren. Wie vernichtet schließe ich die Augen, die keinen Baum, kein grünes Plätzchen sehen durften. Nichts als Häuser, Schaufenster, Menschen und Gäule. Ich verzweifle. Aber richtig! Mein Bruder draußen in der Vorstadt hat mir geschrieben: „Wenn du kommen willst, all right; aber ich rate dir, den Schwaben daheimzulassen und Londoner zu werden, sonst mordet dich London." Er hat recht, aber meine Nerven sind noch nicht hauptstädtisch, ich fühle es. Da tauchen in der Ferne überhängende Bäume auf, sie kommen näher ... Ich werde wieder lebendig. Einige Minuten, und wie ein grünes Meer dehnt sich der weite stille Plan des Hydeparks vor den müden Augen aus.

Nur ein London

Das Staunen der ersten Tage hat seinen eigenen prickelnden Reiz. Die Luft des fremden Landes, die unsere Nerven erregt, die Blicke, die uns die fremde Stadt zuwirft, der Unterschied zwischen Fremde und Heimat — mit großen Augen läuft man durch die Straßen, redet man mit den Menschen und findet, auch nachdem man fast alle großen Städte Europas gesehen, daß es nur ein London gibt.

Welche Stadt könnte sich auch an Größe messen mit der Riesin an der Themse? Welche wäre 22 km

lang, 13 km breit? Welche zählte fast 7 Millionen Menschen? Fast dreimal soviel als das ganze Königreich Württemberg? Wo wäre man in Verlegenheit, allen Straßen eigene Namen zu geben, wie in diesem London, wo 6-, 10-, 20- ja 25mal gleiche Namen wiederkehren, denen jedesmal der Name des Stadtteils beigefügt werden muß, falls ein Brief ankommen soll? Ein ganzes Land mit Provinzen ist dieses London, in dem „mehr Schotten als in Aberdeen wohnen, mehr Irländer als in Dublin, mehr Juden als in Palästina, mehr Katholiken als in Rom".

Ein Ninive, das zu Fuß zu durchwandern fast eine Tagreise kostet. Auch ohne daß man zwischenhinein Buße predigt wie weiland Jonas. Und noch immer strömen die Völkerscharen herzu, aus Rußland besonders. Vor 20 Jahren zählte man in Ostend 8000 russische Juden, heute 80000.

*

Wir, sie und die südlichen Völker

Wenn ich meine gesamten Erfahrungen in England überschaue, muß ich gestehen: Man spricht von „unseren Vettern jenseits des Kanals". Es ist wahr, die tieferen Gründe im Charakter des deutschen und englischen Volkes ähneln einander: in fleißiger Arbeit, Religiosität, tieferem Eindringen in schwierige Fragen, ernster Auffassung des Lebens — darin sind wir wirklich Vettern. Leider auch im Hang zu geistigen Getränken. In allem andern aber, in Lebens-, Wohn- und Bauweise, in Küche und Keller stehen wir Deutsche, besonders wir Süddeutsche, den Franzosen, ja selbst

den Italienern näher. Ich glaube — wenn einmal verglichen werden soll —, daß der schweigsame, kühle Anwohner der deutschen Nordseegestade weit eher ein „richtiger Vetter“ John Bulls genannt werden kann als der Süddeutsche.

England, vom tiefen Wall des Meeres umgeben, hat sich eben viel eigenartiger entwickelt und hat diese Entwicklung energischer schützen können als die Länder des Festlands, deren Grenzen höchstens durch einen farbigen Pfahl kenntlich sind und einige harmlose Steuerbeamte.

Daher steht uns ein reisender Engländer fremder gegenüber als der nächstbeste Pariser oder Lyoner oder Mailänder.

In England wird viel gearbeitet, in Deutschland seit den letzten Jahrzehnten wohl noch mehr. Wenigstens ist in fremden Ländern der deutsche Kaufmann ein gefürchteter Rivale. Bulwer macht einmal die Bemerkung, jedes große Volk habe irgend einen Hauptboden der Größe, irgend eine Eigenschaft, durch deren Entwicklung und Erziehung, durch deren Pflege es groß geworden sei; bei den Franzosen sei das die Liebe zum Ruhm, bei den Amerikanern die Liebe zur Freiheit, bei den Engländern die Liebe zur Tätigkeit, der zuverlässigsten und umfassendsten Macht von den drei genannten, denn sie führe zum Ruhm, ohne ihm toll nachzustreben, und sie verlange Freiheit, um existieren zu können.

Die Liebe zu ruhiger, solider, ernster Tätigkeit, von jeher ein Kennzeichen des Germanentums, auch der heutigen Deutschen und Engländer, fehlt den romanischen Völkern, besonders denen im Süden, in bedenklichem Maße.

Wer das Benehmen beider Rassen auf der Straße vergleicht, kennt das Wesentliche ihres Charakters. Der Italiener lärmt, wozu weiß er oft selbst nicht; der Engländer ist kühl und still, ruhig bis zur Langeweile. Wie leidenschaftlich und doch so überflüssig schreien die aufdringlichen Wagenkutscher in Rom oder Neapel! Im ungeheuren öffentlichen Verkehr Londons gibt es nicht entfernt soviele Schreier. Ja, Zeitungsmenschen, Spielwaren-, Hosenträger-, Taschenmesser- und ähnliche Händler machen eine schaudervolle Symphonie, aber im Grunde geht es so ruhig und gutmütig zu, daß man seine Freude haben kann. John Bull schreit nur bildlich und schriftlich, durch die Reklame. Der nervenmordende Lärm Londons kommt mehr von den Verkehrsmitteln als von den Menschen her. Würden den Verkehr in der City Londons Italiener oder gar Orientalen leiten, es müßte zum Wahnsinnigwerden sein.

Darum ist aber auch John Bull der Herr der Welt und der südliche Romane gilt null und nichts. Dieser macht das Geschrei und jener schert die Wolle.

Marktschreierei

Ganze Hausflächen voll von Abbildungen aus neuen Theaterstücken sah ich zum erstenmal in London. Grelle Farben, versteht sich, übergroße Figuren, schreckliche Szenen, gleich 20 und mehr hintereinander. So bekommt der ärmste Teufel ein Drama in den ‚schönsten‘ Szenen und ‚packendsten‘ Momenten auf der Straße dargestellt: Morde, Eifersuchtsauftritte,

Liebesszenen; wie die ungetreue Frau mit ihrem ‚Süßherz' (sweetheart ist der originelle englische Ausdruck für unser ‚Schatz') kost, wie aber endlich die Rache kommt, haarscharf sieht man die Kugel aus der Pistole fahren, das Opfer sinkt, die Polizei erscheint zu spät . . .

Dieser Plage, sich selbst anpreisen zu müssen, können auch bessere englische Theater nicht entfliehen. Was Shakespeare dazu sagen würde, wenn er Romeo und Julias süße Geheimnisse in Farben an Mauern ‚prangen' sähe? Aber vom Standpunkt des Reklamemachers sind die Bilder oft vortrefflich und zweifellos wirksam.

Auch der englische Humor, der ein bißchen hausbackene, mit dem Stich ins Schwindelhafte und Unglaubliche, wie wir ihn aus den englischen Humoristen kennen, muß der Reklame dienen. In Erinnerung geblieben ist mir eine heitere Serie von Bildern, die für eine Bodenwichse warben (man sollte sie freilich in ihrem ganzen grotesken Farbenulk sehen). Die Dame des Hauses will Abendgesellschaft geben, dazu muß die dicke Dienerin den Boden frisch glätten. Er wird so spiegelschlüpfrig, daß der Hausherr, der von seinem schwarzen Diener und der Missis begleitet ihn prüft, ganz nett hinfällt. So geht es weiter, die Gäste kommen, einer bricht den Arm und was solche Kindereien mehr sind. Schluß: als Ursache wird das unübertreffliche, einzigdastehende Bodenöl erkannt, und alles, auch der Armbrüchige, preist staunend das einzigdastehende, unübertreffliche Bodenöl der weltbekannten Firma X. Y.

Carlyle, ein gescheiter Kerl aber grausiger Stilist (den ich trotzdem sehr gerne habe, weil er ‚wie kein ausländischer Schriftsteller in das Innerste der deutschen Seele eingedrungen' ist und weil er unsern Goethe und Schiller in seinen Landen einführte) spottet ein-

mal, wohl zu hart und einseitig, über diese Reklamenarrheit, er sagt: „Man betrachte den großen sieben Fuß hohen Hut, der jetzt die Straßen von London durchwandelt. Wollte Gott, es wäre der Gipfelpunkt, den die englische Marktschreierei erreicht hat und von welchem sie wieder umkehren müßte! Der Hutmacher am Strand in London setzt, anstatt bessere Filzhüte zu machen, einen ungeheuren sieben Fuß hohen von Pappe gefertigten Hut auf Räder, läßt ihn von einem Mann durch die Straßen fahren und hofft dadurch sein Heil zu finden. Er hat nicht versucht, bessere Hüte zu machen, sondern sein ganzer Fleiß wird darauf verwendet, uns zu überreden, daß er bessere Hüte gemacht habe. Er weiß, daß der Marktschreier Gott geworden ist. Das ist der Mittelpunkt des allgemeinen sozialen Krebsschadens in England."

Auf andern Gebieten fehlt die Reklame in England dafür vollständig. Wer aus Deutschland, dem Land des schneidigen Militärs kommt, bemerkt sofort, daß Beamte und Offiziere nicht in Uniform ausgehen, die Polizei ist ganz unauffällig gekleidet (dunkelblaues Gewand und gleichfarbige Tuchkappe, ähnlich einem kleinen Feuerwehrhelm), die Schaffner der Omnibusse kleiden und beschuhen sich wie sie wollen, nur ihr Knipsapparat auf der Brust unterscheidet sie von andern Menschen. Anglikanische wie katholische Geistliche erkennt man nur an einem besonderen Kragen- und Krawattenschluß, die Jesuiten (die eine Kirche im reichsten Teil Londons leiten) pflegen in kurzen schwarzen Jüppchen auszugehen.

Wer auffallende Kleidungen auf der Straße liebt, pflegt entweder Kastengeist, er will laut sagen: Ich gehöre zu diesem oder jenem Stand, oder er glaubt sich

durch solche Äußerlichkeiten Autorität verschaffen zu können. Ich habe nie verstanden, warum jeder Polizist im kleinsten deutschen Städtchen glänzende Pickelhaube und blankpolierten Säbel tragen muß und warum ein Geistlicher schon von fern an einem unschönen langen Rock erkannt werden soll. Die englische Sitte, in der nebenbei auch zarte, edle Rücksichtnahme auf Andersdenkende liegt, lehrt, daß es auch anders geht.

* * *

Im Speisehaus Wunderliches

Gibt es in den zivilisierten Ländern etwas Ungemütlicheres als ein englisches Restaurant? Ich möchte es lebhaft bezweifeln.

Nach deutschen Begriffen gehört zu einem normalen Wirtshaus vor allen Dingen: Platz. Im englischen und Londoner Wirtshaus ist Platz ein Fremdwort. Überall kleine, kleine Tischchen, die Stühle eng nebeneinander, kaum kann man sich rühren. Wie oft bin ich im feinen Westen in ein großes, prunkvoll ausgestattetes Speisehaus gekommen! Musik von erster Güte, Speisen trefflich, aber den Hut und was man sonst mitbrachte, mußte man auf ein Brett unter dem Stuhlsitz legen, den Überzieher an die Stuhllehne hängen!

Ebenso ungemütlich sind die Menschen. Nie habe ich gesehen, daß ein Engländer gegrüßt hätte, wenn er sich neben einen Gast setzte. Nie. Wer ihn grüßt, bekommt keinen Gruß zurück. Kein Hutlüpfen, keine Verneigung, nichts. Wer zu solchen Überflüssigkeiten

Zeit hat, ist sofort als unerfahrener Ausländer erkannt. Auch kein Kellner wird je etwas wie ‚Prosit‘ oder ‚Zum Wohl‘ über das Gehege seiner Zähne entfliehen lassen.

Das englische Speisehaus oder Café oder die Hoteltafel ist aber auch gar nicht bestimmt, uns auftauen zu machen, im Gegenteil: Man rennt herzu, stürzt etwas in sich hinein und macht sich, wie gejagt vom bösen Gewissen, rasch aus dem Staub. Man hat nichts anderes zu beanspruchen, als daß der Magen gefüllt werde — ein Beweis für die idealen Wirtshausanschauungen des Gemütsmenschen John Bull.

Und erst was gegessen wird! Wenn um die Mittagszeit die kleineren Lunchlokale gestürmt werden, kann man studieren, wie eigentümlich die Neigungen der Menschen sind. Man ißt Fleischpudding (innen Fleisch und außen eine Teigmasse) mit einem Fläschchen Apollinariswasser, andere Puddinge, deren Geheimnisse ich nicht zu ergründen vermochte, oft habe ich auch gesehen, wie der ganze Lunch eines erwachsenen Jünglings aus einem Gericht Schleckereien bestand, ein anderer kam und aß Kartoffeln allein mit genanntem Wasser, großartiger gab's sein Nachbar, der Welsh Rabbit bestellte, Kaninchenfleisch mit Brotschnitten, die in Bier aufgeweicht und mit Käse übergossen sind, dazu als Getränk gleichzeitig Tee die schwere Menge.

Ja, Englands Essereien sind wunderbar. Diese Wunder verblassen erst, wenn man weiß, daß John Bull einen anderen Magen hat als wir, daher auch anders verdaut. Später werde ich mich noch besonders mit den deutschen Hausfrauen über englische Küchenkünste zu unterhalten haben. Da wird von diesen sonderbaren Dingen mehr zu lesen sein.

Ich muß aber auch loben: in all diesen Lokalen ist ‚Rauchen streng verboten‘. Was wiederum seine Erklärung darin findet, daß der englische Tabak, greulich zu melden, imstand ist, einen nicht ganz festen Menschen, von zarten Frauen ganz abgesehen, nach und nach umzubringen. Ein Wirt, der rauchen ließe, käme in Gefahr, wegen fahrlässiger Tötung sich verantworten zu müssen . . .

*

Man trinkt Tee

In den ersten Tagen meines englischen Aufenthalts zerbrach ich mir den Kopf darüber, warum die Engländer so leidenschaftlich Tee trinken. Tee und hier Tee und dort Tee — überall Tee.

Ein Vergleich mit München löste mir das Rätsel. Was in München das ‚Maß‘ ist, das ist in England der ‚Topf Tee‘: das Nationalgetränk. Wie in München gutes Bier, so in Britannien köstlicher Tee.

Und billiger Tee. Um 1.50 Mk. erhält man Tee, der bei uns 2 Mk. mehr kosten würde. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß der englische Tee um die Hälfte billiger und um das Doppelte besser ist als der deutsche. Dabei erheben beide Länder niedrige Einfuhrzölle. Freilich: den Tee zuzubereiten und die ‚einzig richtige‘ Art, Tee zu trinken, verstehe man nur in England, hat mir einmal ein englischer Geistlicher mit sichtlichem Vergnügen unter die Nase gehalten. Ich konnte dem Menschen in meiner ungeheuerlichen teelichen Unwissenheit nichts Gescheites erwidern. Da fiel mein Blick auf das Brot und siegreich rettete ich

mein Vaterland, ich sagte: Bei uns gibt's Semmeln, Wecken, kleine, lockere Kerlchen voll Wärme und Kraft, die backt man jeden Morgen neu (Ah yes, nickte der Engländer), jawohl, jeden Morgen, verstehen Sie? Und bei Ihnen hat man jeden Morgen altgebackenes Zeug, ödes, langweiliges, das bei uns kein . . . Ich vollendete nicht, denn der weitgereiste Mann gab mir recht.

Und doch: es ist so heimelig, wenn man auf den weichen Polsterbänken im ‚Teeladen' sitzt, wenn am Büfett der große Wasserkessel surrt und singt, wenn der liebliche Duft des Teegebräus durch die Räume zieht, wenn saubere englische Mädchen in schwarzen Kleidern, großen weißen Schürzen, niedlichen weißen Flören auf dem elegant frisierten Köpfchen auf- und abgehen, um den Gast zu bedienen.

* * *

Die Hölle eine Stadt, die London ähnlich sieht

Was bliebe von London, wenn die großstädtischen Straßen im Westen, die Oxford-, Holborn-, Piccadillystraße, die Gegend um Westminster und Mayfair und die hochstrebenden Geschäftshäuser der City nicht da wären? Eine gewaltige Sammlung häßlicher Wohnkästen, häßlich in Farbe und Ausführung.

Nein, London ist kein Paris, kein Wien. Shelley der Boshafte hat einmal gesagt, die Hölle sei eine Stadt, die London ganz ähnlich sehe, und es ist ein Korn Wahrheit daran.

In den äußeren Stadtteilen scheint die Kunst verzweifelt ihren Szepter weggelegt zu haben. Kein

einziges schönes Haus, alles nur gemacht, um einige Jahre darin wohnen zu können, eine Straße wie die andere, ein Haus wie das andere, ein- oder zweistöckige Buden, nichts weiter. Ich lasse hier den tieferen Grund für diese Erscheinung beiseite — er ist rechtlicher Natur —, ich will zunächst nichts als meine Eindrücke schildern. Und da muß ich sagen: ich habe aus diesen Teilen Londons, die ich ziemlich gut kenne, nie einen anderen Eindruck mitgenommen als den der Freudelosigkeit und Langeweile. In anderen Großstädten sieht man sich auch weit draußen die einzelnen Häuser und Häuschen an und immer wieder bemerkt man etwas Nettes, Freundliches, Erfrischendes. In London und überhaupt in den englischen Städten mag wer vom Land kommt die Augen ruhig schließen, er wird immer das Gleiche sehen. In dieser Hinsicht kann man mit London schnellstens fertig werden.

Poesielosigkeit heißt auf Englisch: ‚London‘, ‚Manchester‘, ‚Birmingham‘. Ich begreife, warum John Bull so sehr für das originelle Italien schwärmt, er, der Unoriginelle. Und ich begreife, wie es meinen Bruder, gleich vielen gemütvollen Deutschen, aus dem ‚abscheulichen‘ London, wo es ihm gut ging, hinaustrieb. Wer ein bayerisches Dorf und ein blumengeschmücktes Bauernhaus seine Heimat nennt, sollte nicht nach London gehen. Höchstens bevor er sich das Leben nimmt.

Nur in reichen Häusern zeigt die Baukunst, daß sie auch jenseits des Kanals nicht tot ist. Ich habe englische Prachtwerke gesehen, in denen englische Paläste und Landhäuser bis ins einzelne wiedergegeben waren — ich zweifle sehr, ob die Schlösser unseres deutschen Adels und unserer Geldaristokraten an sie hinanreichen.

Entschuldigen kann man diese Mängel damit, daß sich eine schöne Außenseite der Häuser gar nicht lohnt. In zehn Jahren, sagt sich der Bauende, sieht auch das schönste Haus in London genau aus wie die übrigen: dunkelgrau, ja schwarz. Man brennt in den Öfen kein Holz (weil man keines hat), in den Küchen viel Gas, im übrigen nur Steinkohlen. Was Kohlenrauch und ein feuchtes Klima miteinander zustande bringen, läßt sich denken.

Es lohnt sich wirklich nicht. Die neue großartige katholische Kathedrale in London, deren weißrotes Äußere kaum zehn Jahre fertig ist, beginnt bereits grauschwarz zu werden. In kurzer Frist wird der Ruß seine Arbeit getan haben, die Kirche sieht dann ‚zeitlos' aus, und wer es sonst nicht wüßte, könnte nicht sicher sagen, ob das Gebäude 20 oder 200 Jahre alt ist.

Da die Dinge so liegen, heizt der Engländer nicht nur mit Kohlen, sondern baut auch mit ihnen. Er zermahlt sie, wenn sie ausgebrannt sind und macht daraus Bausteine. Saubere, rotwangige Häuser wie bei uns oder in Holland geben diese Steine nicht und selbst weit draußen auf dem Land späht man vergebens nach jenen neuen Häuschen, die von weitem freudig leuchten, die über ihre Erschaffung vergnügt zu lächeln scheinen. Von Geburt an tragen die englischen ein graues, altes, schmutziges Gesicht, sie sind freudlos, langweilig, katzennüchtern — wie so vieles in England.

*

*　　*

Töchter Albions

Frühstunde eines hellen, warmen Herbstnachmittags. Ich bin in der Kathedrale der City von London, in St. Paul. In einen Stuhl gelehnt, suche ich die gewaltigen Verhältnisse des Innern, die feinen Formen edler Renaissancekunst, suche den Chor und die Kuppel, eine Schwester jener auf der römischen Peterskirche, mir nahe zu bringen.

Die anglikanischen Kirchen stehen jedermann offen. Scharen von Menschen strömen an mir vorüber. Staunend, ergriffen, vaterländisch stolz neigen sich ihre Seelen vor dem geistigen Helden, der ein Werk wie diese Kirche geschaffen.

Ich werde auf diese staunenden Menschen aufmerksam. Bald sind sie mir bedeutender als der Dom, denn ich werde von einem schweren Irrtum geheilt: Ich sehe, welch schöne Frauen und Mädchen es in England gibt. Und ich sage mir: Das also sind die Engländerinnen, die in Deutschland verlachten, wegen Bädekerei und unfeiner Art wenig beliebten! Diese lieblichen, engelhaften Mädchengesichter mit dem naiven, gesunden Aussehen, dem harmlos sich wundernden Blick! Diese Madonnengesichtchen eines Botticelli, eines Morris, eines Gabriel Rossetti.

Auch solche, die nicht als Schönheiten gelten konnten, waren dabei. Die meisten englischen Mädchen sind zu schlank, hie und da ein bißchen geisterhaft ... Wenigstens die Städterinnen. Aber das ist echt national.

Ich gedachte Joshua Reynolds, der in der Krypta von St. Paul den langen Schlaf schläft, des großen Bildnismalers, der so viele liebreizende Engländerinnen auf unsterblichen Gemälden verewigt hat, eine Nelly O'Brien in blau- und weißgestreiftem Kleide, ein Hündchen auf dem Schoß; eine Frau Siddons — ähnliche Gesichter, wie sie in St. Paul an mir vorüberzogen.

„Durchsüßet und geblumet sind die reinen Frauen, so wonnigliches gab es niemals anzuschauen in Lüften noch auf Erden noch in allen grünen Auen", hat einst unser Walther von der Vogelweide gesungen.

* * *

Das ‚lustige England'

Abends gingen mein Bruder und ich in ein vornehmes Restaurant im ‚feinsten' Westend. „Du mußt das doch auch einmal gesehen haben", meinte er, „so etwas gehört auch zu London." Alles in Marmor, Gold und Spiegeln. Und was um die Tische saß: die reiche Lebewelt in sehr freien Umgangsformen. Bei ihr unaussprechlich freche und schöne Mädchen in prachtvollem Schmuck, der vielleicht Tausende wert war. Aus aller Herren Länder kommen sie. Ihr Beruf konnte nicht eine Minute lang zweifelhaft sein, ihr Benehmen war des Berufs würdig.

Nachher warten wir vor dem Alhambratheater, einer der großen, feenhaft ausgestatteten ‚Musikhalls', der englischen Mischung von Theater, Variete und Zirkus.

Welch ein Luxus wird schon vor diesem Theater mit dem Licht getrieben! Und erst innen!

Es regnete leise. Da war es wunderbar, wie Licht und nächtlicher Regen miteinander spielten. Wie das Licht über die Straße in wechselnden Farben hinspritzte, wenn einer der Reklamebuchstaben des Namens aufglühte und wie jeder Tropfen in blau und grün und weiß funkelte, während er herabfiel. Man empfand fast Mitleid, daß all diese Perlen auf den Boden fallen und in nichts zerstäuben mußten.

Während des Wartens erleben wir noch Schauspiele anderer Art: die Straßenbettler. Das Elend von London-Ost nach dem Westen verpflanzt. Von Italien abgesehen, wo Betteln als gutes Werk gilt und gezüchtet wird, habe ich noch in keinem europäischen Land soviel Elend inmitten allen Glanzes gesehen als in London. Ach, das ‚lustige‘ London!

Ein alter Mann, halb berauscht, ärmlichst gekleidet, spielt auf einem verbeulten Blechpfeifchen. Man hört ihn kaum, wenn man neben ihm steht — jämmerlich. Bald kommt ein blinder Alter mit einer Geige, die nur mehr eine Saite hat. Auf ihr fiedelt er sinnlose Dinge. Ein anderer spielt mit Klöpferchen auf einem Kinderspielzeug. Wieder einer hält uns seine Zündholzschachteln hin, er scheint stumm zu sein, da er nichts redet. Er und seine gleichartigen ‚Kollegen‘ denken wohl besorgt, wo sie heute nacht schlafen werden, in London denken so Hunderttausende, denn sie haben keine Wohnung.

Neiderregende Prachtkarossen fahren auf, in Ballkostümen steigen aus ihnen vornehme Herren und Damen und verschwinden in den lichtdurchfluteten Vorräumen des Theaters. Selten wird der arme Lazarus und der

reiche Mann sich näher kommen als im Westend Londons, wo der Arme buchstäblich vor der Türe des Reichen liegt und schläft. Das heißt, wenn ihn die Polizei nicht mitnimmt . . .

*

Ich bin nach Deutschland mit der Überzeugung zurückgekehrt, daß wir auf dem Gebiet des Theaters von England nichts zu lernen haben. Das Schönste, was ich auf englischen Bühnen sah, waren wundervoll ausgestattete und fein gespielte Stücke Shakespeares, des Nationaldichters. Alles darüber hinaus in Theatern und Musikhalls war groß nur im Effektmachen, in Massenwirkungen. ‚Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen' scheint besonders in den Musikhalls oberster Grundsatz zu sein. Für die Masse kämpfte man auf einer Riesenbühne einen greulichen Indianerkampf (natürlich um eine holde Jungfrau). Schon halb verzweifelt siegten die Feinde dadurch, daß sie eine Tanne um die andere fällten und kreuz und quer stürzen ließen. Einer dieser großmächtigen Bäume hatte die Hütte des widerspenstigen, dem Heimatstamm abtrünnig gewordenen Mädchens zu zerschmettern. Er tat das gründlich und mit mathematischer Genauigkeit, wie es seine Pflicht war. Ein Glück, daß die rotbraune Hulda schon vor diesem Augenblick ihr Häuschens verlassen hatte.

Außer der erdenschlechten Musik, gegen welche die unserer kleinen Zirkusse klassisch genannt werden muß, hat mich schon am ersten Abend etwas anderes in lebhaftes Erstaunen versetzt: Nirgends, auch bei dem vielfach unreifen, kindischen italienischen Volk nicht, habe

ich im Theater so lächerliche Kindereien gesehen wie in England. Bei einer Szene eines prachtvoll ausgestatteten Sensationsstücks kamen die Zuschauer fast aus dem Häuschen; und mit Recht, wurde doch auf der Bühne eine leibhaftige — Kuh gemolken. Es stellten sich noch mehr Kühe dem hochverehrlichen Publikum vor, auch ein Pferd (mit dem dichterischen Namen Pudding), von Hunden, Schafen und Schweinen gar nicht zu reden, die auch da waren. Aber nur einer, besonders intelligenten Kuh ward das Glück zu teil, gemolken zu werden und dazu von der ‚schönsten Schauspielerin Englands‘, Miß Day. Es war so malerisch: die Schöne milkt nach einigen Firlefanzereiën eine Kuh, die Kuh frißt derweil Heu und schreit muh, löbliches Publikum aber brüllt vor Vergnügen (man muß das erlebt haben) — im ganzen eine ‚Viecherei‘ in des Wortes treffendster Bedeutung.

Doch das versteht man noch. Aber rätselhaft blieb mir, worin der Witz liegen soll, wenn zwei miteinander zehn Minuten lang einen Teller um den andern zerschlagen, die Scherben zusammenkehren und hinaustragen; ich verstand nicht, warum vernünftige Leute lachen, wenn drei Landstreicher eine Viertelstunde hindurch einander die Zylinder an- und eintreiben, ohne sonst was zu tun.

Doch bald erkannte ich, daß der Engländer Dinge für witzig hält, die uns Deutsche durchaus kalt lassen. Wieder der andere Magen, diesmal in geistiger Hinsicht. John Bull ist seit Jahrhunderten an das Possenhafte, Klownhafte auf seinen Theatern gewöhnt. Fades Zeug wie sein Beefsteak.

*

Seit Shakespeare gestorben ist und seit fanatische Puritaner mit dem Kunstverständnis der Borniertheit nicht nur die englischen Kirchen von Kunstwerken säuberten, sondern auch gegen das Theater als den Sitz des Teufels losgingen, ist England zu keiner hochstehenden Bühnenkunst mehr gekommen.

Früher sprach man von dem merry old England, dem lustigen alten England. Das Puritanertum, das allerdings vorzüglich in Schottland seine Orgien feierte und die englische Staatskirche weniger berührte, hat dem Volk diese alte Lustigkeit gründlich ausgetrieben. Man kann die Folgen z. T. auch am heutigen Charakter des englischen und schottischen Volkes noch deutlich erkennen.

„Die Puritaner haben", sagt ein neuerer Gelehrter (A. Schröer, Engl. Literaturgesch. II 24), „in England die Musik, sie haben die dramatische Kunst ertötet. So ist es zu erklären, daß die englische Musik aus ihrer führenden Stellung in Europa zu der traurigen Talentlosigkeit herabsank, welche die Engländer heute charakterisiert. Ebenso ist ein charakteristisches Zeichen für den puritanischen Einfluß der fast gänzliche Mangel wirklich schöner Volkslieder und Volksliedermelodien in England; das kleinste deutsche Studentenliederbuch enthält mehr davon als ganz England und Amerika zusammengenommen."

Damit hat es in der Tat seine Richtigkeit: Amerika liefert immer noch mehr Volkslieder als England, die meisten brachte aber Schottland und Irland, die schönsten Irland hervor. Robert Burns (‚Mein Herz ist im Hochland') und Thomas Moore (‚Letzte Rose'), der Schotte und der Ire, werden unsterblich bleiben; von einem Engländer meldet kein Heldenbuch.

*

Nachts 12 Uhr. Ich gehe die Charing Croß-Straße hinauf, um noch den letzten Cityzug der Untergrundbahn zu erreichen. Die Straße ist wenig mehr belebt.

Plötzlich steuert auf mich ein baumlanger Mensch zu. Ein strammer Kerl mit funkelnden Augen, unheimlich weißen Zähnen, gutem Anzug, großer Krawatte und englischem Doppelkragen. Er kommt näher — er entpuppt sich gar noch als Schwarzer. Nachts 12 Uhr ein Neger in Charing Croß! Der einsame Schwabe fühlt im ersten Augenblick Grauen, aber rasch schlägt dieses Gefühl in Heldenmut um (da alle Angst ja doch nicht geholfen hätte), er geht den funkelnden Augen entgegen und sagt höflich: „Mein Lieber, wünschen Sie von mir etwas?" Aber der Schwarze ist ebenso Gentleman und erzählt, er sei aus dem Somalistamm, habe Französisch gelernt, sei Hoteldiener gewesen, habe jetzt keine Stelle, kein Nachtquartier, kein Geld; ich möchte ihm doch usw. usw. Ich rettete ihn vom Londoner Straßenpflaster, wenigstens für diese Nacht.

An der Sohostation fuhr ich in die Tiefe; der Somali, wo blieb er?

* * *

Auf dem großen Fleischmarkt

Wer den Londoner Fleischmarkt auf Smithfield nicht gesehen, hat London nicht gesehen. Auch Märkte sind Größenmesser, besonders einer, gegen den selbst Chicago hintenan steht.

Morgens um 6 Uhr muß man kommen. Da ist noch nichts verkauft. Die peinlich sauberen Riesenhallen sind vom elektrischen Licht hell wie eine Straße im Sonnenglanz. In endlos scheinenden Reihen hängt das Fleisch an den Ständen: Ochsenstücke aus Schottland und dem Norden Englands, die das englische Beefsteak liefern, hellrote Schinken, duftender Speck und liebliches Rauchfleisch, hier Abteilungen für Lammfleisch und da für schottische Hämmel.

Das Gebrüll der frohen Rinderherden, das man in Yorkshire und Northumberland hörte, ist verstummt und die zarten Lämmer weiden nicht mehr auf Canterburys Auen. Kaum getötet, eilen sie mit raschen Bahnzügen der Hauptstadt zu, halten, nachdem sie halb London unter der Erde durchfahren, unter den Hallen; ein Ruck, der Wagen geht in die Höhe, wird ausgeladen, wieder ein Ruck, er geht wieder zur Tiefe. Dumpf donnert es, wenn ein großer Zug unten das Freie sucht.

Doch sind diese Reihen nur ein kleiner Teil des Marktes. Siehst du die in leichte weiße Tücher genähten Stücke, die kräftige Lastträger von den Wagen nehmen und in die Fächer werfen, daß es nur so klirrt? Das ist g e f r o r e n e s Fleisch. Eigens gebaute Schiffe, die nichts als Fleisch ausführen, bringen Millionen von Zentnern aus Südamerika und dem fernen Neuseeland an die Küsten Englands. Nach den Stücken zu schließen müssen dort Tiere hausen, die an Größe den Riesen der Urwelt gleichen. Mein Bruder, der in Kauf und Verkauf von Fleisch Fachmann ist, sagte, in Deutschland gebe es nirgends solch' riesige Schlachttiere. In Neuseeland werden sie in Kralen gezüchtet, geschlachtet, zerteilt, in Tücher gewickelt, auf den

Schiffen durch Ventilatoren sofort auf den Gefrierpunkt gebracht und darin während der ganzen Fahrt, die mehr als zwei Monate dauert, erhalten. So kommt das Fleisch zu Eis erstarrt, also mehr als frisch, in England an; es läßt sich, je nach der Jahreszeit, ziemlich lange in diesem Zustand halten. Chicago und Kanada liefern gefrorene Nieren und Lebern in Kisten, auch Meister Lampe ist in diesem Zustand nach Tausenden vertreten.

Wenn es 6 Uhr schlägt, beginnt der Markt. Die meisten Verkäufer sind Großkaufleute; manche von ihnen haben klein angefangen, heute besitzen sie eigene Schlachthäuser. Auch bei den Käufern, Metzgern, Kochanstalten, Hotelen gibt es in der Regel nur Ankauf im großen. Gehandelt wird nach ‚Steinen‘ (stones zu je 8 engl. Pfund = 3½ Kilo).

Das Durcheinanderrennen und Handeln in dieser Zeit ist mit Worten nicht zu beschreiben, das könnten nur Grammophon und lebende Photographie wiedergeben. Rücksicht ist ausgeschlossen: Wer nicht acht gibt, wird einfach über den Haufen gestoßen, sei es mit einem Hammel aus den schottischen Bergen, sei es mit einem Rudel gefrorener Hasen oder mit einem Ochsenschlegel, den die Wilden Neuseelands zugesandt haben. Keuchend eilen die Träger umher. Sie haben kein anderes Geschäft als ‚tragen‘. Platt auf ihrem gekrümmten Rücken liegt das Stück, und das Ganze macht auf den Zuschauer den scherzhaften Eindruck, wie wenn ein Ochsenschlegel plötzlich unten Füße bekommen hätte und spornstreichs davonliefe. Es ist aber zu bemerken, daß er keine Augen hat und dich Unvorsichtigen auf die Seite wirft, auch wenn du der gescheiteste deutsche Professor oder höchste Staatsbeamte

oder kirchlichste Prälat wärest. Nichts ist barer jedes feinen Benehmens als jene rennenden — Ochsen. Von einem Gentleman keine leise Spur.

Nebenan in besonderer Halle ein kleinerer Fischmarkt, der uns zeigt, wie fruchtbar und wie nahe das Meer ist. Krebse in allen Größen kauft man von 32 Pf. bis 1 Mk., das Dutzend Austern von 50 Pf. an. Kleine Tellerchen mit winzigen Fischchen und Schrimps (Garneelen, Granatkrebschen) stehen um Spottgeld zum ‚Vespern' bereit. Wem aber sein deutscher Magen lieb ist, dem rate ich, die kleinen Schrimps — Schrimps sein zu lassen.

* * *

Der ‚Tag des Herrn'

Englischer Sonntag! Ich habe ihn erlebt in der Millionenstadt wie auf dem Land draußen, so oft ich aber an ihm morgens erwachte, stellte sich höhnend vor mich die Frage hin: Was wirst du an diesem Tag tun? Eine Preisfrage, auf die in England eine gute Antwort nicht leicht ist.

Der Urengländer wird dir, vielleicht mit einem heuchlerischen Augenzwinkern, sagen: Was tun? Geh morgens in die Kirche, tue mittags ebenso und abends desgleichen. Im übrigen bleib zu Hause.

Dazu laden auch die Kirchen selber ein. Große Anschläge, besonders an den Kirchen, die nicht der englischen Staatsreligion angehören, daher keine Unterstützung erhalten, sondern ihre Geistlichen und ihre Kultkosten aus dem eigenen Beutel bezahlen müssen, verkünden, welche Gottesdienste stattfinden und welche

Prediger auftreten. Je mehr Besucher, desto mehr wird „geopfert‘. Und so bimmeln die Glocken — läuten kann man in England nicht sagen — unermüdlich noch am späten Abend.

Schließlich hätte man aber doch auch andere Bedürfnisse. Man möchte einen Ausflug machen? Ganz recht, aber drei Viertel der Züge gehen am Sonntag nicht. Auf vielen Strecken fährt Sonntags nur ein Zug in jeder Richtung, auf anderen, und das sind nicht einmal Nebenrouten, geht Sonntags überhaupt kein Zug, wie jedes Kursbuch lehrt.

Ins Wirtshaus gehen? Es gibt kein Wirtshausleben wie bei uns. Die meisten „Speisezimmer‘ (dining rooms) sind geschlossen, Teehäuser sind nur zu bestimmten Stunden geöffnet, die Bars auch, zudem kann man in ihnen fast nichts zu essen haben. Bleiben einige Restaurante und der Speisesaal des Hotels oder des Hauses, in dem man wohnt.

Du führst aber vielleicht eigene Haushaltung und willst daheim essen? Nicht jede englische Köchin übt Sonntags ihre Kunst, vieles wird am Samstag fertig gemacht, allenfalls ein warmer Pudding ausgenommen, welchen dein dienstbarer Geist selber gerne ißt.

Du hast den Wunsch, dich rasieren zu lassen? Unmöglich, denn Samstags spätestens um 7 Uhr werden alle Frisörläden geschlossen. Hast du das übersehen, so gibt's einen Ausweg: ins Ostend fahren und dich von einem Juden verschönern lassen, der unseren Sonntag nicht beachtet.

Du willst, um die Zeit zu vertreiben, Zigarren rauchen? Ein kostspieliges Vergnügen. England erhebt jährlich pro Kopf 5.30 Mk. Eingangszoll für Tabak,

folglich ist eine Zigarre unter 3 Pence (24 Pf.) nur für Helden der Selbstüberwindung genießbar.

Ins Theater gehen? Zirkus? Sie sind samt und sonders geschlossen. In Museen? Sie sind nachmittags nur kurze Zeit geöffnet.

Oder Klavier spielen? Ja, aber nur religiöse Lieder, wenn du kein Ketzer sein willst. Etwas schreiben? Nur das Dringendste. Unnützes Schreiben ist in manchen Kreisen als ‚knechtliche' Arbeit verpönt. Lesen? Das bleibt schließlich übrig, obwohl es Fanatiker gibt, die nur religiöse Bücher und Schriften für erlaubt halten ...

Harmlose Freuden am Sonntag gibt es in England kaum. Ein Franzose hat nach solchen gesucht und als einzige den — Pudding gefunden. Ein boshafter Mensch.

So bleibt also im Grund nur das ‚eigene Heim', die Familie. Kein Zweifel, der englische Sonntag kommt einem guten Familienleben mehr zu statten als das öde Wirtshausleben und die blöde Vereinsmeierei in Deutschland. Ich habe vor der englischen Sonntagsheiligung eine höhere Achtung als vor der deutschen, von der in den romanischen Ländern gar nicht zu reden, wo die Idee des Sonntags vollends versumpft ist. Dabei wird in England der Sonntag gehalten, ohne daß staatliche Gesetze notwendig wären. Die Macht der Gewohnheit und die Macht der religiösen Vorstellungen haben den heutigen Zustand geschaffen.

In Wirklichkeit aber leben nun einmal am Sonntag die wenigsten Menschen ohne Vergnügen. Bei dem Reichen hat das keine Schwierigkeit: prächtige Häuser, Pferde, Wagen stehen ihm zu Gebote, ihn berührt der englische Sonntag weniger. Dieser ist

vielmehr zuungunsten des Armen gemacht, der auch etwas vom Sonntag haben möchte. Folge: Trunksucht, Leben in der Bar (nicht selten zugleich mit dem Weibe), Vergehen, Konflikt mit Polizei. Nach einem englischen Gefängnisgeistlichen hängen große Verbrechen fast immer mit Sonntagsschändung und Trunksucht zusammen, anständige Vergnügungen am Sonntag wären, meint er, ein wichtiger Schritt zur Besserung.

Ein finsterer Geist blickt einem aus der englischen Sonntagsfeier entgegen, derselbe, der uns bereits beim Theater begegnet ist: der des Puritanertums. Er nahm, wie ein Engländer treffend es ausdrückt, sich mehr die überstrengen Satzungen des Alten Testaments zum Vorbild als die Milde und Güte des Neuen. Der hebräische Sabbat mit all seinen Tüfteleien und seinem Zeremoniell wurde der Vater des englischen Sonntags.

Nicht immer hat man das in Ruhe hingenommen. Die Hochkirche, die vom Puritanismus nichts wissen wollte, hat sich diesem Geist eigentlich nur zwangsweise gebeugt. Gegen ihn war auch das berühmte ‚Spielverzeichnis‘ (Book of Sports) Jakobs I. von 1618 gerichtet; in ihm ist gesagt, man solle das Volk, wenn es den Gottesdienst am Sonntag besucht habe, nicht hindern, harmlosen Vergnügungen nachzugehen, Tänzen, Maispielen u. a., die Gesundheit werde dadurch gestärkt, wüstes Saufen hintangehalten; wenn man jede unschuldige Erholung am Sonntag verurteile, schrecke man nur die heimlichen Katholiken ab, sich der englischen Kirche anzuschließen*. Der Erlaß drang nicht durch, und so ist heute nach bald 300 Jahren

---

* Schröer, Engl. Literaturgesch. II 30 f.

der englische Sonntag sich fast gleich geblieben, und der Streit zwischen milder und strenger Auffassung geht in den englischen Zeitungen beständig weiter. Fast erfolglos, natürlich. Eine eigene Gesellschaft kämpft für den strengsten Puritanerstandpunkt. Die gleichen Geister wie vor 300 Jahren. —

Ich habe Achtung vor religiösen Anschauungen, auch wenn ich sie nicht teile. Aber ehrlich gestanden: Eine größere und widrigere Sklaverei als die des englischen Sonntags läßt sich in zivilisierten Ländern kaum denken.

Die Phrase vom ‚freiesten Land Europas' bleibt mir so lange lächerlich, als ich in London Sonntags wohl eine Stunde umhersuchen kann, bis ich etwas zu essen bekomme ... Ich habe das nicht einmal nur erlebt.

* * *

Judenmarkt am Sonntag

Von der City wandere ich dem Osten Londons zu. Kein Geschäft geöffnet, überall hängen Schlösser an den Haustüren. Kein Lastwagen, wenig Omnibusse. Sonntägliche Stille.

Anders in Whitechapel: die Straßen voll von plaudernden Arbeitern niedrigen Standes. Schmutzige, abgeschabte Kleider, bekümmertes Aussehen, forschende Blicke.

Aus der Middlesexstraße wälzt sich eine lärmende Menschenmasse hervor. Judenmarkt. Die Juden haben das Vorrecht, in einigen Straßen des Ostens Sonntags Markt zu halten — ein greller Gegensatz zur englischen Sonntagsfeier.

Und was für einen Markt! Ein Krakehl, gegen den der Lärm auf unseren Jahrmärkten eine Naivität ist. Und die Verkäufer und die Verkäuferinnen! Die üblichen Begriffe von Schönheit muß man hier ins Russische und Polnische übersetzen, und das gereicht ihnen nicht zum Vorteil. Denn Russen und Polen sind fast alle diese Männer in ihren fetten Gewändern, diese Weiber und Mädchen, die auf Putz offenbar wenig geben, wie ihr Äußeres zeigt, und nur mit schwarzglänzenden Haaren einige Eitelkeit treiben. Selten ein anziehendes morgenländisches Gesicht, und selten Kleidungen, die nach unseren Begriffen sauber und geordnet sind.

Alte Kleider verkaufen diese unaussprechlich armen Teufel, alte Sachen überhaupt, Schuhe, die gleich angezogen werden, Strümpfe zu 16 Pf. das Paar, Sulzen, alte und neue Käse, Salzgurken, Schäle, beschädigte Lampen, aber auch neue Taschenuhren zu bloß 3.50 Mk., — weiter unten in Brick Lane marktet man um ‚Phantasiegegenstände‘, Kanarienvögel, Hasen, Papageien, Singvögelchen, Meerschweinchen und was sonst die Bewohner des Ostens erheitern kann. Plakate in gröbster hebräischer und englischer Schrift laden zum Kauf ein. Ein kleiner Schneider stellt als Lockmittel neben seine Hosen sein höchsteigenes Bild in großer Ausführung. Nicht genug, er trägt es auch noch auf der Brust, steigt auf einen Karren und schreit trotz seiner Kleinheit ganz kolossal.

In der Tat ‚eines der Wunder von London, ein Gemisch von sonderbaren Ansichten, sonderbaren Klängen und sonderbaren Gerüchen‘, dieser sonntägliche Judenmarkt.

*

* *

Sankt Bonifaz

Von da zur deutschen katholischen Bonifatiuskirche, die in der unscheinbaren Unionsstraße liegt, sind es nur einige hundert Schritte. Eine nicht sehr große, aber hübsch mit Malereien geschmückte, helle, freundliche und, wie es sich in England von selbst versteht, saubere Kirche, außer der bayrischen Botschaftskapelle im Westen, in der seit einigen Jahren Gottesdienst eingerichtet ist, das einzige Bethaus für die deutschen Katholiken Londons. Und da diese meist arm sind, steht es in einem Viertel der Armen, in Whitechapel. Neben ihm eine Volksschule für Knaben und Mädchen, ein Gesellen- und ein Jungfrauenverein.

Die Seelsorge, die naturgemäß sehr viele Schwierigkeiten bietet, wird von mehreren Geistlichen der Pallottinerkongregation versehen, derselben Gesellschaft, die in Kamerun eine Reihe von Missionsstationen unterhält und hier wie dort viel für das Deutschtum arbeitet.

Ich habe mich anfangs der Rührung nicht erwehren können, als ich in der Kirche das Publikum sah. So viele armselige Typen, alte Männer in Kleidern, Frauen in Schälen, die in ihrer Abgeschabtheit eine laute Sprache von Not und Armut redeten. Einst, als auch bei uns diese Schäle höchste Frauen- und Mädchenzier waren, in den sechziger und siebziger Jahren, da sind wohl auch die in London gekauft worden. Arm aber stolz schritt das lebenslustige deutsche Mädchen durch das heimatliche Dorf, mit

großen Erwartungen kam es nach der Themsestadt. Heute ist es arm wie je einmal, nur ein vergilbtes Hütchen und ein abgeschossener Schal erinnern noch an das sonnige Einst lieblicher Jugend. Und diese Männer — wie hatte ich oft Mitleid mit ihnen und ihrem Los, das auf ihrem ganzen Äußeren geschrieben stand. Man fühlte, nicht wenige unserer deutschen Landsleute sehen sich um ihre Hoffnungen betrogen, ja manch einer mag mit seinem Lebensschifflein gescheitert sein.

Doch nicht aller Idealismus ist in ihnen erstorben: der Glaube ihrer Jugend, deutsche Art, deutsche Sprache — das sind für sie keine bloßen Worte. Schon ihr Kommen und ihre würdige Haltung in St. Bonifaz zeigt das. „Eine deutsche Predigt und ein schönes deutsches Lied", sagte mir einmal ein ergrauter Mann, „Sie glauben nicht, wie ich mich darnach sehne. Ich wohne weit daußen in Kilburn, jeden Sonntag fahre ich hierher und freue mich. Hier allein höre ich reines und klares Deutsch. Es ist eben doch die Muttersprache."

Dabei lächelte er verklärt, wie einer, dem etwas besonders Liebliches ins Ohr klingt . . .

Hochkirchliches

* * *

In andere Umgebung versetzt war ich eine halbe Stunde später, als ich in Sankt Paul eintrat. Neben mir vornehme Damen und Herren, die sehr andächtig und ernst zu sein scheinen. Ihr Verhalten während des Gottesdienstes bewies, daß sie es auch wirklich waren.

Ein talarbekleideter Kirchendiener tritt freundlich auf mich zu und reicht mir das Book of Common Prayer, das amtliche Gebetbuch der anglikanischen Kirche.

Schon vor Beginn des Gottesdienstes setzt die Orgel mit lieblichem Spiel ein, unwillkürlich die Herzen vorbereitend und stimmend. Piano, Pianissimo, leises Klagen, Crescendo — o süßes Grau'n, geheimes Weh'n, möchte ich fast sagen.

Bald naht der Zug zur gottesdienstlichen Feier. Wie in katholischen Kathedralen kleinere und größere Altardiener in besonderer Kleidung, brennende Kerzen tragend, darauf die Sänger und zuletzt der Geistliche mit Begleitern. Der Geistliche in Chorrock und Stola.

Nun beginnt das ‚Morgengebet' — eine Erinnerung an die Mette der Katholiken, Psalmen mit Lesungen aus der Bibel. Innerhalb eines Monats kommen alle 150 Psalmen an die Reihe.

Darauf folgt eine erschrecklich lange Beicht- und Kommunionfeier, Holy Communion genannt, die aber in ihrer ganzen Ausdehnung nur gehalten wird, wenn mindestens drei Kommunikanten da sind. In diesem Falle heißt es Geduld haben.

Nie darf beim anglikanischen Gottesdienst das Gebet fehlen für ‚unseren gnädigsten Gebieter und Herrn König Edward', ‚unsere gnädige Königin Alexandra und die ganze königliche Familie' — was mir bei einer aus der Staatskasse gut bezahlten Hof- und Staatskirche auch ganz am Platz zu sein scheint.

Die ‚Kommunion' fängt an mit dem Vaterunser, dann Bittgebet, zehn Gebote Gottes, Gebet für den König, Epistel, Evangelium, Credo. Nach dem Credo Predigt und Verkündigungen (Feiertage, Fasttage der kommenden Woche, Ausschließungen aus der Kirche,

amtliche Schreiben), hierauf Opferung, Reuegebete und Beicht, Präfation, Wandlung und gleich Kommunion unter beiden Gestalten, Schlußgebete und Segen. Sind Kommunikanten nicht da, so fällt der Teil von der Opferung bis zum Segen einfach weg.

*

Nirgends habe ich so vollendete Orgeln getroffen wie in England. Ein Kenner, der auch Deutschland nach guten Orgeln durchsucht hat, bestätigte mir später meine Beobachtung. Nirgends habe ich auch so feinfühliges Orgelspiel gehört wie dort. Wie ganz und gar fremd mutet das Spiel z. B. in italienischen und französischen Kirchen uns Deutsche an! Kalt bis ans Herz hinan habe ich stets diese Vorführungen ‚mitgemacht'. Heimlicher Einklang zwischen meinen Gefühlen und dem Spiele entdeckte ich nur in deutschen und englischen Kirchen.

Über der Liturgie der anglikanischen Kirche liegt etwas Vornehmes und doch Demütiges, etwas Weiches, zur Seele Redendes. Predigten habe ich nie andere gehört als ruhige, unseren deutschen Anforderungen entsprechende. Ganz andere als bei den englischen Sektenpredigern.

Ungemein gefallen hat mir die Feier des ganzen Gottesdienstes in der Sprache, die jedem geläufig ist. Es gefiel dies wohl auch den übrigen Anwesenden, da sie so eifrig mitsangen. Noch heute höre ich die Melodie des ‚The Lord be with you' (der Herr sei mit euch) und die zarte Antwort der Gemeinde ‚And with thy spirit' (und mit deinem Geiste).

*

Ich habe die englische Staatskirche, die ‚Kirche von England‘, wie sie das Volk gewöhnlich nennt, in allen ihren ‚Abteilungen‘ kennen gelernt.

Den Teil, dessen Gottesdienst ich eben beschrieben habe, könnte man die ‚Rechte‘ im englischen Kirchenwesen nennen. Es ist die ‚Hochkirche‘, die eigentliche offizielle Kirche, wie sie bei der Reformation geschaffen wurde. Die ‚Hochkirchmänner‘ sind die Konservativen, es sind die, welche sprechen ‚Ich glaube an eine heilige und apostolische Kirche‘, welche beten ‚für unsere heilige katholische Kirche‘, denn sie halten sich für wahre Katholiken. In diesem Katholizismus werden sie nur von der ‚äußersten Rechten‘, den Ritualisten übertroffen. Sie sprechen von Fasttagen, von Marien- und Heiligenfesten. Wie manche katholischen Bischöfe führen auch die ihrigen großartige Titel, statt ‚durch Gottes Erbarmung und des apostolischen Stuhles Gnade Bischof von X‘ heißt es bei ihnen by divine permission ‚durch göttliche Erlaubnis Bischof von ...‘

Verpflichtet werden die Geistlichen nur auf die 39 ‚Religionsartikel‘ vom Jahr 1562, im übrigen wird große Freiheit gewährt. Von katholisch im üblichen Sinn kann man aber kaum sprechen, denn mindestens die Hälfte ihrer Religion ist calvinisch. Mehrseitig muß der König veranlagt sein, denn er ist gezwungen, den Glauben der Kirche von England wie den der Kirche von Schottland zu bekennen, daneben aber beim Krönungseid der römisch-katholischen Kirche Dinge zu sagen, die jeder Einsichtige für überflüssig hält, weil sie unhöflich sind und der vornehmen Duldung anderer Weltanschauungen widersprechen.

Zu den besonderen Kennzeichen der anglikanischen Kirche gehört die Freude am respektablen Schein.

Das zeigt ihr Gottesdienst, zeigt auch der starke Einfluß, den die Aristokratie z. B. bei Besetzung der geistlichen Stellen ausübt. Daher ist sie nie so recht die Kirche des niederen Volkes geworden. Dieses hat sich vielmehr Kirchenformen gesucht, die seinen demokratischen Bedürfnissen mehr entsprechen: ein großer Teil ist in der ‚Niederen Kirche' vereinigt; ihre Versammlungshäuser sind schmucklos und nüchtern, die Geistlichen müssen sie aus der Hochkirche beziehen, ihr Gebetbuch ist ebenfalls das ‚Book of Common Prayer'. Die ‚Breite Kirche' endlich will von Glaubenssätzen ebensowenig wissen als von anderen Kirchenlehren. Eine Menge Rationalisten, Atheisten und Materialisten sitzt in diesem ‚Abteil'.

Sie alle gehören aber zu der vom Staat allein unterstützten Kirche von England. Außerhalb ihrer Mauern finden wir die großen Scharen der Dissenters, von denen einzig die wesleyanischen Methodisten 527000 Mitglieder, 19500 Laienprediger, 2600 Geistliche, 8400 Kapellen, über eine Million Sonntagsschüler zählen*.

In der Tat — eine reiche Auswahl.

Im Klub

*   *   *

Sonntagabend in England — trostlose Zeit. Glücklich, wer in einem netten Klub diese Stunden bewältigen kann. Ich habe das öfter erfahren, als

* Man sehe über die Kirchen und Sekten Whitakers Almanach für 1907 S. 229—240.

ich im katholischen Gesellenverein, der mit der Bonifatiuskirche in Whitechapel im Osten Londons verbunden ist, vergaß, daß ich in England war.

Aus allen Gegenden Londons kamen junge Deutsche zusammen, froh, daß sie hier ihresgleichen treffen, miteinander reden und scherzen, Theater spielen, Vorträge hören, den Gottesdienst besuchen konnten. Junge Leute aus Nord- und Süd-, Ost- und Westdeutschland, Österreich nicht zu vergessen. Der jüngste, ein schwäbischer Landsmann, ganze 15 Jahr alt, war eben das erste Mal anwesend, ein tapferer Jüngling, der sein kleines Dörfchen verlassen hat, um in der Siebenmillionenstadt sein Fortkommen zu finden.

Es gibt in London viele deutsche Klube, in denen auch junge Leute unterkommen, doch nur wenige verdienen Empfehlung. Ein Gewitzigter nannte mir einmal ein halbes Dutzend von ihnen; „es sind Trinkklube, wer in sie kommt, ist verloren", meinte er.

Ich kann das äußere Sein und Leben des Londoner Gesellenvereins nicht besser schildern als mit den Worten von Charles Booth, des hochangesehenen Statistikers von London*. Er sagt:

„Das Charakteristische der Bonifatiuskirche ist der Jünglingsklub, der mit ihr verbunden ist und der das Rückgrat der Mission zu sein scheint. Die meist

---

* Keine Stadt der Welt ist statistisch so durchforscht wie London. Die Ergebnisse sind von Charles Booth in Verbindung mit anderen in 17 Bänden herausgegeben worden unter dem Titel ‚Life and Labour of the people of London' (im großen Verlag von Macmillan & Co., London). Die ersten 4 Bände behandeln die Armut, die 5 nächsten die Industrie, 7 die religiösen Einflüsse; 1903 erschien der letzte Band. Die oben angeführte Stelle ist zu finden in der dritten Serie Bd. 2 S. 40f.

jungen Vollmitglieder sind alle unverheiratet. Ein verheirateter Mann kann nur Ehrenmitglied sein, eine Vorschrift, die gemacht ist, um alle Möglichkeit eines Frauenregiments fern zu halten. Der Klub ist jeden Abend offen, aber hauptsächlich ist er am Sonntag tätig. An diesem Tag öffnet er um 10 Uhr vormittags, schließt um 11 Uhr für die Messe, nach dem Gottesdienst lassen sich die Mitglieder ein Glas Münchner Bier schmecken. Dann essen einige im Klub, die meisten aber gehen heim. Um 4 Uhr, wenn der Geistliche einen kurzen Vortrag hält, ist der Klub wieder besetzt, und Vergnügungen, Billardspiel u. a. füllen die Zeit bis 7 Uhr, wo der Klub wieder schließt, für den Abendgottesdienst. Nachher haben auch Frauen Zutritt. Die Unterhaltungen des Klubs begreifen in sich Vorträge, Konzerte und Theatervorstellungen. Der Geistliche ist sein Präsident. Stramme Ordnung wird aufrecht erhalten. Er ist keine vereinzelte Einrichtung, sondern überall zu finden, wo immer viele Katholiken sind. Mehr als 1000 solcher Klube bestehen in verschiedenen Teilen der Erde, die miteinander so verbunden sind, daß, wenn man Mitglied des einen ist, man im anderen, wo immer er sein mag, willkommen geheißen wird."

*

England ist das **Land der Klube und Klubhäuser**, die Ersatz leisten müssen für die mangelhaften Speisehäuser, Cafes usw. und für den langweiligen englischen Sonntag. Viele Klube sind nichts anderes als unsere deutschen Vereine, in denen man zusammensitzt und Bier trinkt. ‚In den Klub gehen‘ — ein Ausdruck, den man überall hört — heißt ‚in seinen Verein, ins Wirtshaus gehen‘.

Der englische Klub ist aber ausschließlich für die Mitglieder bestimmt. Nur sie haben das Recht, Sonntags an ihrer geheiligten Vereinsstätte zu trinken und zu essen und zu bezahlen. Würde ein Nichtmitglied, etwa um den ‚Splendiden‘ zu spielen, seine Börse öffnen und einige ‚Dubel‘ wichsen, so wäre das ein schweres Vergehen gegen die englischen Schankvorschriften und wenn es entdeckt würde, könnte es dem unglücklichen Klub schimm ergehen. Ich bin in dieser Angelegenheit öfters gewarnt worden.

Um plebejische Elemente fern zu halten, verlangen viele feinere Klube Beiträge, die nach unseren festländischen Begriffen horrend sind. So kostet z. B. der Eintritt in den teuersten deutschen Klub in London, das German Athenaeum, 5 Guineen = 105 Mk., der jährliche Beitrag 6 = 126 Mk.

Immerhin eine Harmlosigkeit gegen berühmte Klube der englischen Eingeborenen, bei denen man sich, wenn man überhaupt der Aufnahme für würdig erachtet wird, die jährliche Zugehörigkeit mit Summen bis 315 Mk., den ersten Eintrittsschein aber mit 800 Mk. erkaufen muß.

Protzen!

* * *

Tiere in London

Ob es in der Londoner Steinwüste — 22 km lang, 17 breit — auch Tiere auf der Straße gibt? Ob sich die Vögel in diese Gassen wagen?

Ein Deutscher, der das schwarze London mit der ganzen Kraft seiner teutonischen Seele verabscheute, hat mich einmal spöttisch gefragt, ob ich je eine Stadt

gesehen, in der so wenige Vögel singen, wie in der Stadt an der Themse. Die Frage war sehr berechtigt. In den Parken sind sie seltener als bei uns, auf den Straßen singen ohnehin keine, man müßte nur einige Londoner Spatzen zu den Singvögeln zählen.

Es ist so: einige Mitglieder des wohllöblichen Geschlechts der Sperlinge sieht man, nichts weiter. Was sich zu den besseren Vogelfamilien rechnet, lebt auf dem Land, ohne nach der Stadt umzusehen. Man schützt allerlei Gründe vor: Gesundheitsrücksichten: in der graubraunen Masse, die in London Luft genannt werde, könne man unmöglich atmen, singen schon gleich gar nicht, man sei nie seines Lebens sicher, man liebe den Stadtlärm nicht, möchte die Sonne sehen und was gebildetere Kreise sonst noch für Entschuldigungen vorzubringen wissen. Auch sei das Gerücht allgemein, daß in der Nähe des Britischen Museums, im Old Leadenhallmarkt und an sonstigen Orten grausame Leute leben, die Singvögel fangen und in Afrika und Südamerika fangen lassen, um sie in netten Käfigen an die Londoner Kinder zu verkaufen. Diese großen und kleinen Kinder hätten an ihnen eine große Freude, aber in der Regel bevorzugen sie die Vögelchen mit den bunten, seltsamen Kleidern der heißen Länder und so seien sie, die Einheimischen, nicht nur die Gefangenen, sondern auch die Zurückgesetzten. Da bleibe man am gescheitesten ganz weg. — —

30000 Omnibusse, Droschken, Lastfuhrwerke bedürfen vieler, vieler Pferde. Elektrisch wird über der Erde wenig betrieben, daher die große Zahl von Pferden. Soviel ich bemerkte, werden sie gut behandelt. Dem Durst dieser Tiere, der bei den

weiten Entfernungen eine Quälerei werden kann, sucht eine eigene ‚Viehtroggesellschaft‘ abzuhelfen, indem sie auf manchen Straßen Tröge aufstellt, in die frisches Wasser sprudelt. Ein freundlicher Gedanke. — —

Dem Hunde, wenn er gut gezogen, wird selbst ein weiser Mann gewogen, heißt es in Goethes Faust. Hunde sind in London, wie wahrscheinlich überall, beliebte Tiere. Tiefe, ja leidenschaftliche Liebe zu ihnen verrät der kleine Hundefriedhof, der, schwer zu finden, in einem Gebüsch des Hydeparks verborgen liegt. Daß er bescheiden ausgestattet ist, nehme ich nicht übel, da ja auch die Menschenfriedhöfe drüben recht ‚hundemäßig‘ aussehen.

Der kleine Hundefriedhof ist einförmig: jedes Gräbchen etwa 60 cm lang, mit Steinen eingefaßt, darauf lehnt oder steht eine weiße Marmorplatte, auf ihr schmerzerfüllte Inschriften, Name, Rasse, Geburts- und Todestag des Hundes, ein Spruch. Die älteste Grabschrift geht nur bis 1890 zurück.

Die Inschriften lassen in eigentümliche Seelenverfassungen blicken. Ich will einige hier folgen lassen, aber darüber keine Mutmaßungen aussprechen, die ja doch nichts Sicheres bieten könnten. Im allgemeinen scheinen sie mir das Wort eines Spötters — natürlich eines Franzosen — zu veranschaulichen: ‚Je mehr man die Menschen kennen lernt, desto mehr liebt man die Hunde‘.

Also: der Rubin meines Herzens starb sieben Jahre alt... Ein süßer, lieber Genosse durch 16 Jahre, zärtlich geliebt... Keiner von ihnen ist vergessen bei Gott... Zum liebenden Andenken an Herrn C. Trotters ‚Jessie‘, geboren Lindlarey 1885, gestorben September 1899... Mein Baba, niemals vergessen, niemals er-

setzt... Innig liebend, innigst geliebt, vergiftet... Gott gebe dich mir wieder, so betet deine immerliebende Frau Helene... Meine süße Nelly. Ich legte mein Herz hinab neben sie... (Ein Italiener gibt in Dialektsprache seinem Schmerz Ausdruck:) Freude lebe wohl, lebe wohl und nochmal lebe wohl, dein Fernsein ist meine Pein... Lebe wohl, liebes treues kleines Herz, wir liebten dich sehr, schlafe nun und ruhe... Soll der, dessen Name teuer ist (Gott), unseren liebenden Freunden droben eine Heimat verweigern? Nein, der alle Dinge zum Besten ordnet, wird gewiß im Paradies ihnen Ruhe geben... Der süßen Josie in liebender Dankbarkeit, bis wir uns wieder treffen... (Und noch ein ganz rührender Nachruf:) Zum immerwährenden Andenken an den süßen, lieben, freundlichen kleinen Sally, bitter vermißt von Tom und Mama. R. I. P. — und so noch viele andere voll überquellender Zärtlichkeit.

Wer diese Gefühle nicht teilt und glaubt, jedermann müsse denken und fühlen wie er selbst, möge sie tadeln. Ich tue es nicht.

Gefreut haben mich manche Namen von Hunden, und da wir Deutsche offenkundig noch nicht genug Fremdwörter in unserer Sprache haben — Fanny, Betty, Jean, Wally, Lisette, Lucy, Ami nur zu nennen —, möge uns der Londoner Hundefriedhof neue lehren: Bubu, Huff, Gyp, Spot, Nellie, Maus (scheint deutsch zu sein), Mimi, Diksie, Tim, Bob, Yum Yum (tanzt gern), Barnum (schwindelt), Czar (kommandiert), Pomme de terre („Kartoffel", der reizendste und dichterischste aller Namen, der auf die riesige Intelligenz des Tieres sinnvoll hinweist und im höchsten Grade der Nachahmung würdig ist.

Über der Themse drüben, im Südwesten der Stadt, in Battersea, hat man auch ein dogs home eingerichtet, ein ‚Heim für verlorene und hungernde Hunde' und ein Aufenthaltsort für Hunde, wenn ihre Herrinnen eine Reise machen. Ich kam leider nicht dazu, dieses Hundepensionat selber anzusehen, man hat mir aber bis ins einzelne geschildert, wie die Tiere wohnen, wie sie bis zu ihrem Tode versorgt, wie trefflich sie verpflegt werden und wie glücklich sie sich fühlen. Das Heim sei mit allem hündischen Gewohnheiten entsprechenden ‚Komfort' ausgestattet, besonders nahrhaft und reich sei die Kost.

Dafür sterben in London jährlich um die 50 Menschen am — Hungertod. Allerdings sind das nur Menschen, keine Hunde.

* * *

Ein Besuch in Canningtown

Eines Tages besuchte ich meinen Bruder, der in Canningtown, einer der ärmsten Vorstädte des Ostens, als Metzger tätig war.

Eine trostlose Fahrt mit der Hochbahn von der Fenchurch-Station aus. Ertragen läßt sie sich allenfalls die ersten Male: da lernt man den englischen Häuserbau von oben herunter kennen. Das charakteristische Kennzeichen dieser Bau‚kunst' ist die Schablone, geistlose Schablone. Wie Eier müssen die Häuser einander gleichen. Ein Erdgeschoß, ein Stock darauf, in besseren Straßen unten ein Keller, der von der Straße her belichtet wird, weshalb die Häuser etwas zurücktreten. Ein Brückchen, gebildet aus Steinplatten

und zwei Geländern, führt über die Lichtung zur Haustür. Mitten an dieser hängt der Türklopfer, wie bei recht alten ehrwürdigen deutschen Häusern. Zu einer an die Neuzeit erinnernden Glocke reicht's nicht. Sind zwei Partien im Haus, so gilt einmal klopfen für unten, zweimal für oben. Briefträger und ähnliche Leute haben ihr besonderes System zu klopfen.

Daß die Farbe aller englischen Häuser gleich ‚malerisch' ist, habe ich schon früher gesagt.

Oben ragen viele Kaminröhren aus dem Haus, acht, zehn, zwölf. Jeder Ofen hat nämlich sein eigenes Rohr, das unmittelbar ins Freie führt.

Mit unheimlicher Regelmäßigkeit liegt hinter jedem Haus freies Land, 4—10 qm, hie und da mit so etwas wie einem Gärtchen oder der Erinnerung an einen Baum bepflanzt, meist aber nur ein Platz zum Wäschetrocknen und Kindereinsperren. Wenigstens Canningtown zu.

*

Nach und nach fällt die Bahn und schließlich läuft sie zu ebener Erde. Graugrüne Rasenflächen, auf denen einige Männer Fußball spielen. An der Station angekommen, steigt man die langen Treppen hinauf, die Fahrkarten werden abgegeben, und man steht auf der Straße, umgeben von Leuten aller Farben und Völker. Sind das Perser oder Indier oder Engländer? Oder ist es ein verunglückter Landsmann, da er uns so dringend anschaut? Er redet mich an, es ist ein Böhme aus dem Sudetengebirge. Natürlich bettelt er.

Ein peinlich sauberer, mit frischem Sägmehl bestreuter Laden, die eine Hälfte für frisches englisches

Fleisch, die andere für gefrorenes. Wie billig ist in England das gefrorene Fleisch: 16—18 Pf. Ankauf, 30—35 Pf. Verkauf das englische Pfund (450 g)! Wohl nirgends in unseren Ländern erhält man um solch niederen Preis gutes, gesundes Fleisch. Das einheimische englische dagegen ist mindestens so teuer wie das in Deutschland.

Die Frau, eine junge Engländerin, stand hinter dem Ladentisch. Sie war vorher Volksschullehrerin gewesen, hatte aber dem Liebeswerben eines jungen Schwaben Gehör gegeben und war sein Weib geworden. Ein halbes Dutzend Gesellen, außer meinem Bruder lauter Engländer, und ein junges nettes Dienstmädchen, eine Londonerin, bilden die Hausgenossen. Die Londoner Maid ist mit Eigenschaften geschmückt, die in England bei Mädchen nicht allzu häufig sein sollen: sie arbeitet gern, ja sie — näht und flickt sogar. Aus ihrem Mund habe ich die längstgedehnten Yeeees gehört. Was sich übrigens ganz hübsch ausnahm. Es kommt eben darauf an.

Freundlich werde ich zu einer ‚Tasse Tee' eingeladen, das erste, was englische Gastfreundschaft verlangt. Man stellt Butter und einen Loaf auf, das weiße Brot mit dem Turban oben.

Hierauf Besichtigung des Hauses. Alles dockelig, eng, nach unseren Begriffen kaum gemütlich. Im ‚Salon' (drawing room), der sich gewöhnlich neben der Haustüre befindet, hier aber nach oben verpflanzt ist, wird mir der erhebende Anblick der Prüfungsarbeit und des Lehrerinnenzeugnisses zuteil, welche die Donna des Hauses sorgsam aufbewahrt hat, als Erinnerung an frühere Tage.

*

Überall habe ich gefunden, daß unter den vielen Tausenden deutscher Gewerbetreibender in London die Metzger am besten bezahlt sind. Einen Kunsttischler (Zeichner), der stündlich 1 Mk. verdient, habe ich allerdings auch getroffen, aber die 35 Mk. in der Woche bei freier Kost und Wohnung, die mein Bruder erhielt, sind doch eine achtenswerte Summe. Englische Gesellen, die als nicht so fleißig gelten und allzu oft zu essen wünschen, bekommen niedrigere Löhne.

Zum Sparen ist in England eine bequeme Gelegenheit geboten, da die Post, ähnlich wie in Österreich, Einlagen annimmt und — freilich schlecht, zu 2½% — verzinst. Vor dem Verschleudern des Geldes bewahrt auch der englische Sonntag, der kein eigentliches Vergnügungsleben gestattet, und der Umstand, daß nur am Sonntag frei gegeben wird.

*

Bei den genannten hohen Löhnen ist zu beachten, daß in manchen Stadtteilen Sonntags gearbeitet wird — ein schreiender Widerspruch zur üblichen Sonntagsfeier. Da es kein staatliches Gesetz über Sonntagsruhe gibt (so wenig als über Ladenschluß), kann am Sonntag in England ungestraft gearbeitet werden. Ist dieser Unfug in einem Stadtteil zu treffen, so vermag der einzelne Meister sich ihm nicht zu entziehen. Eingeführt wird er regelmäßig durch Ausländer, nicht selten durch einen besonders ‚frommen‘ deutschen Kirchenmann. Mein Bruder erzählte mir, wie er einmal bei einem eifrigen Stundenmann in Arbeit war. Der Mann ging fleißig zur Kirche, ja er (und auch seine Frau) predigten dort. Währenddem

mußten seine Leute den ganzen Sonntag vormittag daheim schaffen wie die Esel. Der fromme Mann hat es zu etwas gebracht: er sitzt jetzt in einem süddeutschen Städtchen als reicher Privatier und besucht eifrig Bibelstunden.

Auch an der Stelle in Canningtown wurde Sonntags früh gearbeitet. Daran war aber der Herr, der zu dieser Sorte von Heiligen nicht zählte, unschuldig, er mußte einfach der Konkurrenz halber mitmachen.

*

* *

Unter der Erde

Ich gehe, ohne Schlimmes zu denken, auf der Kings Croßstraße spazieren. Plötzlich schießt vor mir aus dem Straßenpflaster eine Rauchsäule auf. Ich bin verblüfft. Stehe ich auf einem Vulkan? Oder auf dem Dach eines unterirdischen Hauses? . . .

Ich erlebe ein neues Londoner Wunder: es ist wirklicher Rauch, der sich aus kleinen Öffnungen wie aus einem Kamin hervorzwängt. Er kommt von einem Zug der Untergrundbahn.

Die englische Hauptstadt besitzt Verkehrsmittel über, auf und unter der Erde, die wahrscheinlich einzigartig auf der ganzen Welt sind. Paris, Berlin, New-York können nur als schwache Nachahmungen gelten. Keines von ihnen verfügt über 17 Hauptbahnhöfe, 380 Einzelstationen und dazu noch über etwa 70 Untergrundbahnhöfe, keines über 230 km unterirdischer Bahnen.

Wer die Prachtläden des Westens, die Schaufenster der großen Dampferlinien mit ihren Auslagen

fremder Boden- und Menschenerzeugnisse, wie man sie bei Charing Croß, Pall Mall und Trafalgar trifft, wer überhaupt das ‚äußere London' sehen will, darf nicht unter der Erde fahren. Der gemütlich bummelnde Omnibus ist dazu viel geeigneter. Soll's aber schnell gehen, nun wohlan in die Tiefe!

Wir kaufen eine Fahrkarte, eine Treppe tiefer vielleicht noch eine Zeitung in der großen Buchhandlung, die sich hier aufgemacht hat, dann treten wir in ein Zimmer, 20, 40 Personen. Der Schaffner schließt die Gittertüre, dreht an einem Hebel und lautlos versinkt das ganze Zimmer mit uns. Es hält lange nicht, endlich nach 30 und mehr Metern ein Ruck, die Türe geht auf und wir stehen auf einem Bahnsteig. Eine eigentümliche mummelige säuerliche Luft streicht an den Wänden umher, sie scheint aus den zwei schwarzen Löchern zu kommen, in welche die Bahnlinie mündet. Wir warten eine Minute, und schon stürzt ein glänzend erleuchteter Zug mit langen schönen Wagen in unsere Station. Er ist durch Elektrizität getrieben (andere Linien arbeiten noch mit Dampf und Kohlen). Vorn und hinten am Wagen steht ein Schaffner; ein Griff und alle Türen des Wagens öffnen sich, man eilt, aus und ein zu kommen, die Türen gehen zu, der Schaffner ruft die folgende Station, und im nächsten Augenblick eilt der Zug — ein nächtliches Märchen — im dunklen Feenreich der Erde weiter. Häuser, Kirchen, Paläste, Wasserleitungen, Kabel, Kanäle, Docks, Straßen — alles unterminiert er und in eben diesen Minuten, da feuchte, kalte Luft durch die Fenster dringt, fahren wir unter der Themse, so sicher und seelenruhig, als wenn wir ins Zügchen einer deutschen Nebenbahn gestiegen wären. Doch: auf einmal wird

es heller, eine rote Signallaterne, der Zug steht. Wir sind am Ziel, steigen aus, treten in unser Fahrzimmer, die Türe wird geschlossen und summend geht's in die Höhe. Es hält und wir stehen auf der Straße, mitten unter geschäftigen Menschen, geblendet vom Lichte des Tages, wohl eine Stunde von unserer ersten Station entfernt. Die ganze Nachtfahrt hat uns 16 Pf. gekostet.

Das Prinzip dieser Bahnen ist ebenso einfach, wie ihre Ausführung schwer. Man kann ersteres am besten an den zwei Tunnelen studieren, die unter der Themse für Fußgänger und Wagen geschaffen sind. Etwa am Blackwall-Tunnel (Schwarzmauer-Tunnel), der den Stadtteil um die Westindia-Docks mit Greenwich verbindet — gerade keine anheimelnde Gegend im Osten. Langsam senkt sich die Straße der Themse zu, und bald beginnt der 1 ½ km lange Tunnel. Solange die Strecke unmittelbar unter der Themse dauert, ist der Boden, um Erschütterungen durch schwere Wagen vorzubeugen, fein zementiert. Die Wände, mit gelblichen Platten belegt, sollen den Durchgang erhellen, aber die lange Reihe elektrischer Lampen, die an der Decke Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch brennen, vermag trotz allem den trüben Nebel nicht zu brechen, der den Tunnel beständig füllt. Die armen Polizisten, die da unten stehen, müssen gute Lungen haben.

Wenn Großes mit Kleinem verglichen werden darf: man denke sich die Zementröhren unserer Straßenübergänge und unten in ihnen eine Fahrbahn, vergrößere alles zu einem Durchmesser von 6 m und man hat den Blackwall-Tunnel. Nur ist seine ‚Röhre' aus starkem Gußeisen.

Genau nach diesem System sind die Untergrundbahnen gebaut. Ihre Züge fahren in einem großen Zylinder, einer ‚Tube‘ (Röhre) und der Engländer nennt mit Recht humoristisch die ganze Bahn ‚Tube‘. ‚Mit der Tube fahren‘ ist rascher gesagt als ‚mit der Untergrundeisenbahn‘. Für jede Fahrrichtung ist eine Tube bestimmt, Unglücksfälle kommen daher fast nie vor.

Wie schwierig es selbst in einer Tiefe von 30 m sein muß, diese Röhren zu legen, kann ein Nichtfachmann nur ahnen. Wie der ärztliche Operatör jedes Äderchen des Körpers kennen muß, um nicht unwiederbringlichen Schaden anzurichten, so mag es wohl hier in der komplizierten Erde von London sich verhalten. Kein Wunder, daß auf den schwierigsten Strecken 1 km bis auf 12½ Millionen Mark stieg und daß diese Bahnen trotz des ungeheuren Verkehrs nur mäßige Dividenden abwerfen.

* * *

Das ‚Eastend‘
Kein Land der Freude

Wer den Osten Londons kennen lernen will, dem bleibt nichts übrig, als einige Zeit dort sein Zelt aufzuschlagen. Man malt sich ja schon vorher so ungefähr aus, was kommt, auch wenn man nicht gerade in die Opiumhöhlen am Ratclif Highway oder Limehouse Walk oder in Kellerbehausungen hinabsteigen will, die mehr für Tiere als für Menschen bestimmt zu sein scheinen. Man erschrickt daher nicht.

Meiner ganzen Natur, meinen politischen und sonstigen Anschauungen nach gehöre ich, der Schreiber

dieses Buches, zum Londoner Ostend. Ich weiß, in England gilt es für keine Ehre, sich sagen zu lassen ‚Er kommt aus Whitechapel‘, aber ich schäme mich dieses Geständnisses nicht. Zweimal nicht, da mir in den vielen Tagen und Nächten, die ich dort zubrachte, nicht das geringste Leid zugefügt wurde. Ich habe mich dort sicherer gefühlt als im feinen Westen und ich gestehe, daß ich an meinen Aufenthalt im Ostend gern zurückdenke. Es ist wahr: nach Mitternacht habe ich mich nicht mehr in die Themsestraßen um den Tower und die Docks herum getraut. Unter Umständen heißt das ein Wagnis selbst am hellen Tage. Aber auch sonst begegnete mir in Whitechapel oder Stepney oder in Poplar und Hackney weder Jack der Bauchaufschlitzer, noch John der Uhrendieb, der harmlos nach der Zeit fragt und, zieht man die Uhr, mit einem Griff Uhr samt Kette auf ewige Zeiten ‚pachtet‘, noch irgend ein sonstiger Unhold. Selbst gewisse mehr als freundliche, verführerisch lächelnde und sinnlich blickende Mädchen sind selten, während im reichen Westen alles von ihnen wimmelt.

Ein Land der Freude — das darf man vom Osten nicht erwarten. „Hier ist nichts schön oder malerisch oder romantisch. Hier gibt es nur Romane des Lebens: Zwei Millionen Leben, jedes mit seiner eigenen Geschichte“, sagt Walter Besant in dem Roman ‚Die Kinder Gibeons‘. Ein Land der Armut — ja. Die ärmste Gegend der Stadt, obwohl auch in anderen Vierteln, sogar in den feinsten, gräßliche Not herrscht. Gewiß, nicht alle Ostender sind Bettler, aber von der Armut in Bethnal Green oder St. Georges oder Spitalfields macht man sich bei uns in Deutschland kaum einen Begriff. Gegen diese Leute sind die Armen-

häusler unserer schwäbischen Dörfer und Städtchen Krösusse.

*

Die Ansichten über den **Fortschritt** im **Osten** sind nicht gleich: Die einen sagen, es wird immer minder, die anderen behaupten das Gegenteil. Ich kenne das London vor 50 Jahren nur aus den Büchern; wenn aber, woran ich keinen Augenblick zweifle, Ostlondon damals eine so entsetzliche, verwahrloste, verkommene Gegend war, wie jene Bücher es schildern, dann sind die Zustände heute um ein gutes Stück besser geworden. Die letzten Jahrzehnte haben eine Anzahl großer Organisationen entstehen sehen, die auf Verbesserung der Lebensverhältnisse und sittlichen und geistigen Fortschritt abzielen. Diese Bemühungen vereinigten sich so sehr auf den östlichen Teil Londons, daß man in anderen hören kann: „Wir sind genau so arm, aber unsere Armut erregt nicht so viel Interesse. **Wir** sind eben nicht das Ostend!"

Wie ungleich verteilt die Lose auch innerhalb dieser armen Gassen sind, hat mich Charles Booth, der schon früher (S. 43) genannte Statistiker, gelehrt. In Wort und farbigen Karten und Tabellen zeigt er, wie das Volk lebt und arbeitet, jeder Winkel ist durchforscht, ob in ihm die ‚niederste Klasse' wohnt, oder ‚sehr Arme' oder ‚gemäßigt Arme' oder ‚Armut und Behaglichkeit gemischt', ‚leidlicher Wohlstand', endlich ob ‚Wohlhabende' und ‚Reiche'.

Ich möchte jedoch nur das erzählen, was ich selber gesehen und erlebt habe.

*

Ein Kapitel von den Ostendmädchen

Verehrtes Fräulein! Sie haben mich gemahnt, ja nicht zu vergessen, daß Frauen immer für ihresgleichen das größte und anhaltendste Interesse haben. Sie sagten auch, wenn Männer beieinander seien, so hören sie einander, Frauen besehen einander. Ich verstehe. Dann haben Sie zum Schluß gemeint, daß ein Englandbuch ohne englische Frauen eine Rücksichtslosigkeit sein würde.

Ich stimme, wie es sich versteht, Ihren klugen und energischen Bemerkungen vollkommen bei. Sie werden, ich hoffe es, mit mir nicht unzufrieden sein.

Heute stelle ich Ihnen ein Originalmädchen vom Londoner Ostend vor. Lyrisch kann ich dabei allerdings nicht gerade werden.

Das Eastendgirl ist immer gleich angezogen: Ein schwarzer Knabenstrohhut, der Sixpence, 50 Pfennig kostet und Jahre aushält (wie mir lachend eines der Mädchen erzählte); die Haare rechts und links der Stirne in dicken Wülsten aufgedonnert, darunter ein bleiches Gesicht, ein schwarzes Mäntelchen über einer Bluse, die ich nicht näher beurteilen kann, ein grauer oder schwarzer Rock. ‚Bessere‘ Mädchen tragen noch einen Pelz um den Hals, gleichgültig ob Sommer oder Winter — diese ‚Dekoration‘ wird beibehalten. Am Ende sieht man auch einen silberigen Pfeil in Haar und Hut. So angezogen tragen sie ihre Arbeit in schwarze Tücher gebunden durch die Stadt.

Verhältnismäßig sind es aber nicht allzuviele, die so geordnet daher kommen. Ungezählte kleiden sich über

die Maßen schlampig. Doch scheint das für keine Schande zu gelten. In ganz London, sebst im feinen Westen, schämen sich, wie ich zu bemerken glaubte, Leute der niederen Stände nicht, mit zerrissenen Kleidern auf die Straße zu gehen. Ich habe einmal ein Mädchen gefragt, warum sie so ... eigentümlich angezogen sei. „Ach ja", meinte sie lachend, „in London ist es gleich, ob ein Knopf an der Bluse ist oder nicht. Daheim in Wien (sie war eine Wienerin) ja das ist etwas anderes, aber was wollen Sie — hier in diesem ...", na ja, ich will das Wort verzuckern: in diesem Gegenteil von sauberem Nest, hat sie boshaft gesagt.

Diesen edlen, freiheitlichen Grundsätzen gemäß bildet ein Loch im Schurz, auch eines so groß wie ein Quadratschuh, für ein richtiges Ostendmädchen nicht das mindeste Hindernis, auf der Straße zu erscheinen. Weshalb denn? Das Loch ist nun einmal da, der zerrissene Teil hängt sorglos herunter, da gibt's doch nichts zu staunen, nähen kann man nicht, und wenn man's kann, wozu die Mühe? Lassen wir das Loch Loch sein. Oder wenn die Fetzen des Rocks auf dem Straßenboden nachschleifen — wozu die Weltordnung stören, nach der doch einmal alles zu nichts werden muß?

Sie denken wohl, verehrtes Fräulein, ‚das möchte ich doch auch mitansehen'. Dazu brauchen Sie gar nicht nach London zu fahren. Ich habe Mädchen, besonders Judenmädchen aus dem Ostend gesehen, die sich mit solch einem hübschen Schurz — photographieren ließen. Sie können ihre Bilder kaufen.

Aber erst die Farbensinfonien jener Frauen- und Mädchenschürze! Da würden Sie schauen. Und merkwürdig: gerade weiße Schürze werden besonders bevorzugt, überhaupt hellfarbige. Man stellt sich leicht

vor, wie sie am Ende ihres Daseins aussehen, nachdem sie nie gewaschen wurden. Ihr Lebtag nicht gewaschen? Das kommt vor. Ein den Überlieferungen treues Ostendmädel wäscht den Schurz nicht, es gebraucht ihn, bis er zerfetzt ist, und dann muß ein neuer her.

In den ersten Tagen empfand ich herzliches Mitleid mit diesen armen Geschöpfen, diesen vergrämten Frauen in den alten Schälen, die einst bei uns vor 40 und 50 Jahren Mode waren, diesen bleichen Mädchen, von denen manche noch im Oktober und November barfuß gehen. Doch Kundigere haben meine Gefühle nur selten geteilt. —

Sind Sie, Verehrte, mit diesem ersten Kapitel über die Frauen zufrieden?

*

* *

Heimlos

Wie die Armen Londons wohnen! Tausende haben kein eigenes Bett, noch können sie eines mieten. Sie sind „heimlos", übernachten in Straßenwinkeln oder gehen in die zahlreichen Zufluchtshäuser (refuges), wo sie um 1 Penny (8 Pf.) übernachten können. In manchen dieser Häuser, die von allen möglichen Konfessionen, Staatskirche wie Heilsarmee, eingerichtet sind, bekommen die Insassen am Sonntag umsonst ein Frühstück, man erwartet dafür nur, daß der Beschenkte dem Gottesdienst beiwohne. Die besten und saubersten Refuges soll die Heilsarmee führen.

Apropos Gottesdienst! Einer, der London kennt, hat mir die Vermutung ausgesprochen, daß das halbe Ostend heidnisch sei. Also auch in der Religion „heimlos". Ob man das so genau kontrollieren kann?

Dann kommen auf der sozialen Stufenleiter die ‚sehr Armen‘. Dazu zähle ich die 400 000 Familien Londons, die als Wohnung nur ein einziges Zimmer haben. Es sind die Familien, von denen einst ein englischer Redner ein ergreifendes Bild zeichnete:

„Das unschuldige Geplauder des Kindes nimmt den Stachel aus der Armut des Menschen. Aber das Kind des ganz Armen plaudert nicht. Niemand hat Zeit, mit ihm zu tändeln, niemand hält der Mühe wert, es zu streicheln, zu liebkosen, zu schaukeln. Niemand ist da, der seine Tränen wegküßt. Schreit es, so wird es bloß geschlagen. Mit Recht hat man gesagt, ‚ein kleines Kind werde mit Milch und Liebkosungen auferzogen‘. Aber die Nahrung dieses armen Kindes war dünn, marklos. . . . Nie hatte es eine Puppe, es wuchs auf ohne Wiegenlied. Fremd blieb es dem geduldigen Streicheln, den beschwichtigenden Zärtlichkeiten, den Aufmerksamkeit erregenden Schaustücken, dem Geplauder des Unsinns, den süßen Torheiten, den wohltätigen Lügen, der geschickt erfundenen Geschichte, die das junge Staunen weckt und augenblicklichen Leiden Einhalt tut. Für den ganz Armen ist das Kind nicht Gegenstand des Tändelns, es ist nur ein neuer Mund zum Füttern, nur ein Paar neue Händchen, die beizeiten zur Arbeit abgehärtet werden müssen . . . . Die Kinder der ganz Armen haben keine Jugendzeit.“

Doch die vielen kleinen Wohnungen mit 3 und 4 Zimmern? Sie bewohnt der Durchschnitts-John Smith, wenn wir ihn so taufen dürfen. Er verdient 20, 25, 28 Mark in der Woche, vermietet eines seiner Zimmer, hat ein halb Dutzend Kinder, ein müdes, abgeblühtes, stets von Küchen- und Wäschedampf umgebenes Geschöpf als Frau. Nahrung: dünner Tee, fettgebackene

Fische aus einer der zahlreichen Fischküchen, da solch fettes Zeug im Magen anhält und billig ist. Bald weiß sie, wo man einen Pint, mehr als $^1/_2$ Liter sogenannten Kaffee oder Tee, um 12 Pfennig bekommt. Ich habe diesen Vorstadt‚kaffee' auch versucht, noch heute denke ich an ihn mit Schrecken.

Sie ist vom Land. In den ersten Jahren ihrer Ehe verabscheut sie London. Ganz natürlich. Nur daß ihr John nicht — säuft, läßt das Leben erträglich erscheinen. Aber er ist den Tag über im Geschäft, und in diesen Stunden gaukeln vor ihr die Blumen ihres Heimatgärtchens in molligem Winde. Sie sieht die weiten grünen Rasenflächen, die blühenden Kartoffelfelder, sie milkt die geduldigen Kühe, die den Kopf drehen und mit ihren großen gutmütigen Augen der nützlichen Arbeit zusehen ... Und nun ist sie verdammt, hat sie sich, hat das Schicksal sie verdammt, unter diesem Nebelhimmel zu leben, das halbe Jahr keine Sonne zu sehen ...

Nur einmal im Jahr – das darf man nicht lassen — fährt die Familie bei einer billigen Gelegenheit hinaus an den Strand des Meeres, einen, einige Tage .. Oder in das heimatliche Dorf ... Selige Zeit, sonnige Erinnerungen ...

Dann aber: Weib, Mann und Kind wieder zurück in die Sklaverei Londons.

*

Kornzollstrophen

Wie die englische Industrie der deutschen um 50—100 Jahre voraus war, so hat sie auch nicht erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts wie die

unsere, sondern weit früher heftige Kämpfe um Fabrik- und Nahrungsgesetze gesehen.

Die Anfänge des englischen (wie deutschen) Industrialismus waren beherrscht von den Lehren Adam Smiths*. Volle Freiwirtschaft, keine Beschränkung des einzelnen durch Gesetze! Sie sind unnötig, denn nach Smith befinden sich die Menschen meist im Zustand der Glückseligkeit, der Arbeitslohn ist höher als nötig wäre, der Arbeiter, selbst der ärmste, kann sich, wenn er fleißig ist, mehr von den Notwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen als je ein Wilder. Zu den Notwendigkeiten rechnet er gütig Hemd und Schuhe, Fleisch dagegen nicht unbedingt. Besonders vorzüglich scheinen Smith die Kartoffeln zu schmecken, macht er doch die Wahrnehmung, daß „die Lasten- und Sänftenträger, die Kohlenablader, die unglücklichen Frauen, die von Prostitution leben, vielleicht die stärksten Männer und schönsten Frauen des britischen Reiches, größtenteils aus dem irländischen Pöbel hervorgehen", der fast durchgängig von Kartoffeln lebe. Nach ihm „muß es für einen sehr reichen Mann mindestens 500 Arme geben". Für soziales Elend macht er fast ganz den Arbeiter verantwortlich, der nicht reell und solid und geschickt sei.

Wenn der Herold so ruft, kann es den ihm folgenden Industriellen nicht übelgenommen werden, wenn sie herzloses Manchestertum trieben, lange bevor rücksichtslose Ausbeutung diesen Namen erhielt. Dem Namen und der Sache nach ist das Manchestertum mit eng-

---

* Ich entnehme diese Darstellung dem lehrreichen Buche F. A. Schweizers „Geschichte der Nationalökonomik 3. Band: Individualismus von Smith". Ravensburg 1905.

lischem Ursprungszeugnis versehen. Made in England — und anderwärts nachgeahmt.

Aber den hungrigen Armen erstanden auch ihre Parlamentarier und Fürsprecher und, vielleicht mit noch größeren Erfolgen, ihre Dichter: ein Robert Peel, ein Thomas Hood, ein Ebenezer Elliot, ein Barry Cornwall. Sie, diese Dichter, sind die eigentlichen Schöpfer der großen freiheitlichen Gesetze geworden, die zum Teil heute noch gelten. Man denke etwa an das ‚Lied vom Hemde', das Hood in den 30er Jahren unter die Massen schleuderte. Nur einige Strophen:

Mit Fingern mager und müd,
mit Augen schwer und rot,
in schlechten Hadern saß ein Weib
nähend fürs liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Auf sah sie wirr und fremde;
in Hunger und Armut flehentlich
sang sie das ‚Lied vom Hemde':

„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Haushahn wach!
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
bis die Sterne glühn durchs Dach!
O, lieber Sklavin sein
bei Türken und bei Heiden,
wo das Weib keine Seele zu retten hat,
als so bei Christen leiden! ....

Doch was red ich nur vom Tod,
dem Knochenmanne! — Ha!
Kaum fürcht' ich seine Schreckgestalt,
Sie gleicht meiner eignen ja.
Sie gleicht mir, weil ich faste,
weil ich lange nicht geruht.
O Gott, daß Brot so teuer muß sein
und so billig doch Fleisch und Blut!

Schaffen — Schaffen — Schaffen!
Und der Lohn? Ein Wasserhumpen,
eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
dort das morsche Dach — und Lumpen!
Ein alter Tisch, ein zerbrochener Stuhl,
Sonst nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar — 's ist ein Trost sogar,
wenn mein Schatten nur darauf fällt.

Schaffen — Schaffen — Schaffen,
bei Dezembernebeln fahl!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
in des Lenzes sonnigem Strahl!
Wenn zwitschernd sich ans Dach
die erste Schwalbe klammert,
sich sonnt und Frühlingslieder singt,
daß das Herz mir zuckt und jammert.

O draußen nur zu sein,
wo Viol' und Primel sprießen —
den Himmel über mir
und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
ach, eine Stunde nur ....
Doch zurück, ihr meine Tränen!
Zurück tief ins Gehirn!
Ihr kämt mir schön! netztet beim Nähn
mir Nadel nur und Zwirn."

Mit Fingern mager und müd,
mit Augen schwer und rot,
in schlechten Hadern saß ein Weib,
nähend fürs liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Auf sah sie wirr und fremde;
in Hunger und Armut flehentlich —
o, schwäng es laut zu den Reichen sich! —
sang sie dies ‚Lied vom Hemde'.

*

Mit noch gewaltigeren Tönen donnerte Ebenezer Elliot die Satten jener Zeit an. Seine „Korngesetzlieder", eine Anklageschrift gräßlichster Art, werden schwerlich ihresgleichen haben. Man mag sie für „sozialistische Übertreibungen" halten, aber die Not war infolge von Getreidezöllen in der Tat ungeheuer. Dem ungeheuren Elend entsprachen Elliots ungeheuerliche Worte. Was hätten in dieser Lage milde, überzeugende Darlegungen geholfen? Nichts. Reformen einschneidender Art sind — das lehrt die Geschichte aller Zeiten — nur durch revolutionäre Mittel gemacht worden. So ist auch der Einfuhrzoll auf Getreide, die „Brottaxe", erst ins Wanken gekommen, als Elliot seine Reime den Politikern — man entschuldige den Ausdruck — zubrüllte. Und die Zölle fielen und sind weg bis heute. Elliots Sprache und Stil? Hier etwas aus dem Gedicht „Eine Proletarierfamilie in England":

Tisch, Stühle, Bett — sie nahmen's, gingen dann;
dämonisch wild sah ihnen nach der Mann;
sein mager Weib sucht ihn umsonst zu halten;
aufs Bierhaus wiesen seiner Stirne Falten —
Hurra, Brottax' und England!

Zum schwangern Leibe hielt sie stumm die Hand,
erstach das Kind dann, das im Winkel stand;
küßt' es und schrie, von Schluchzen unterbrochen:
„Was hat mich meine Mutter nicht erstochen?"
Hurra Brottax' und England!

Wo aber mag des Toten Schwester sein?
Sterbend, o Gott, wo keine stirbt, die rein!
Gefallen sterbend, fern der Eltern Hause:
„Mutter, ach komm!" ächzt es durch ihre Klause. —
Hurra, Brottax' und England!

Sieh, vor dem Richter steht die Mutter wirr,
und keiner redet: „Herr, das Weib ist irr!“
Kalt, stumpf die Massen, die den Platz umdrängen:
Berauscht im Schwarme sieht ihr Mann sie hängen!
Hurra, Brottax' und England!

Großhändler, ihr in Mangel, Not und Blut —
o, stände eingegraben, was ihr tut!
Es ist's! — In Herzen, die verzweifelnd klopfen,
Tief eingebrannt, mit heißen, roten Tropfen! —
Hurra, Brottax' und England!

Der Kornzoll und das Weltreich Chamberlains

*

Die Brottaxe fiel. Fast wäre sie aber wieder auf die Beine gekommen, als im Wahlkampf des Jahres 1906 der Konservative Chamberlain seinen Lieblingsplan vor das Volk brachte, aus England und seinen Kolonien ein großes Weltreich (Imperium, daher ‚Imperialisten‘ oder ‚Unionisten‘) zu schaffen, die Kolonien ihre Erzeugnisse ohne, die übrigen Länder die ihrigen nur mit Zöllen nach England einführen zu lassen. War das der Gedanke eines gewaltigen Menschen oder eines Gewaltmenschen? Ich glaube ersteres, so sehr ich im Interesse Deutschlands wünsche, daß der Plan Chamberlains nicht verwirklicht werde. Die große Masse jedoch sah in ihm nur den Versuch eines Gewaltmenschen, sie sagte sich: ‚Siegen die Imperialisten, so werden wir teurere Lebensmittel bekommen, also nieder mit ihnen! Was geht uns ein Weltreich an?‘ Ich halte das vom Standpunkt eines Engländers aus für kurzsichtig, will aber nicht weiter politisieren.

Da sah man im Januar 1906 prächtige Farbenplakate an den Mauern: Chamberlain in weißer Bäckerkleidung, der üblichen karierten Hose und Monokel, am linken Arm ein Körbchen, in der rechten Hand ein keines Brötchen, einen ins Mikroskopische zusammengeschrumpften englischen Loaf haltend nähert sich einem zu einem jämmerlichen Geripp abgemagerten Weib. Es kommt aus der Wohnung und legt die Hand über die Augen, da es das kleine Brot kaum zu sehen vermag. Vor ihr ein Bube in Lumpen mit entkräfteten Gliederchen. Große Überschrift: Das Evangelium der teuren Nahrung: ‚Lerne imperialistisch essen'. Unten: Bäcker Chamberlain: ‚Wenn ich es wagen darf, Ihnen eine Botschaft zu bringen, so ist es diese: Lernen Sie imperialistisch essen.' —

Und es ward erreicht: Die Konservativen erlitten eine schwere Niederlage und mußten die Regierung den Liberalen überlassen.

*

Bädeker der Große

Während dieser Studien über Londoner Elend blättere ich zum Zeitvertreib in Bädekers ‚London'. Bald finde ich, daß ich Undankbarer zu viel Zeit aufs ‚Ostend' verwendet und Dinge übersehen habe, die mit ihrem Stich ins Großartige und Unvergeßliche mir nie hätten entgehen sollen. Keine Spur eines ledernen Reisebüchermenschen an diesem Bädeker! Jedem fühlenden Londonreisenden möchte ich daher, um mein Versäumnis ein wenig gut zu machen, einige bedeutungsvolle Stellen auf die Reise mitgeben. Er merke:

„Auf dem kleinen Begräbnisplatz hinter der St. Johnskirche ruhen verschiedene Verwandte von Wilkes Booth, dem Mörder des Präsidenten Lincoln" (S. 89; man denke: Vetter und Basen eines amerikanischen Mordbuben! Eines Besuches sehr wert). Ferner:

„Die Zimmer über dem Tor von St. John wurden einst von Cave bewohnt, dem Begründer des Gentleman's Magazine 1731, zu dem Dr. Johnson Beiträge lieferte" (S. 89; hoffentlich geistet der alte Cave mit seinen Schmökern nicht mehr in den Zimmern; in diesem Fall ist der Besuch dringendst zu empfehlen). Endlich:

„Das alte Haus der Ostindischen Kompagnie, in dem die Schriftsteller Charles Lamb, James Mill und John Stuart Mill als Clerks (Kommis) angestellt waren, stand an der Ecke von Leadenhall Street" (S. 101; ich empfehle den Besuch der Ecke am allerdringendsten von den drei Sehenswürdigkeiten, damit man wenigstens den Platz sieht, worauf vor 120 Jahren ein altes Haus gestanden. So was muß man gesehen haben).

Ohne Arbeit

*

Einer der trüben Tage des englischen Winters. Lärm auf der Straße, ein Aufzug tausender armer Leute. Fahnen mit Aufschriften: ‚Wir verlangen nicht Wohltätigkeit, sondern Arbeit!' ‚Brot und Arbeit!' ‚Vereiniget euch, ihr Armen!' und ähnliche. Weiber, Kinder in Lumpen und mit Hungergesichtern folgen. Man zieht in das Westend, zu den Reichen. Sie sollen sehen, wer im Ostend lebt. Eine andere Welt. Ich staune,

wie geordnet alles vor sich geht. Ein Arbeiter neben mir sagt: „Sehen Sie diesen Lumpen im Zug, da vor uns, mit der irischen Whiskynase und dem hinkenden Bein? Das ist der geriebenste Geheimpolizist, der die kundgebenden Ostender beobachtet."

Ein anderes Mal ein unabsehbarer Zug armer Frauen, natürlich auch aus Whitechapel und Nachbarprovinzen. Sie ziehen vor die Ministerien, vor das Parlamentsgebäude und machen gewaltiges Geschrei. Eine Abordnung wird vom Ministerpräsidenten empfangen, aber mit ungläubigen Mienen steigen sie wieder die vornehme Treppe herab.

Doch die Königin hört von der Hungersnot der armen Geschlechtsgenossinnen. Rasch wird eine Sammlung veranstaltet, eine der vielen. Die Königin zeichnet 100 000 Mk., in einem Tag ist eine Million beieinander. Diesen Winter wird man die armen Frauen nicht mehr sehen.

Arbeitslose! Ein in London ewiges, nie gelöstes und nie lösbares Rätsel. Es läßt sich wirklich nicht lösen, denn London ist freier Zufluchtsort für jedermann. Auch wenn er nicht arbeiten mag. Wer auf dem Festland nicht gut tut, drüben ist immer noch Platz für ihn. Er will und kann arbeiten, all right! Er arbeitet nicht, auch gut, er lebt von irgend einem Bettel, im Winter von der Wohltätigkeit.

Eine unlösbare Frage: Arbeitslos, weil arbeitsscheu. Tausende aber möchten willigst arbeiten, sie bekommen Winters keine Arbeit. Und sie bekommen oftmals keine, weil eine Konkurrenz aufzutreten beginnt, der ein deutscher Arbeiter nicht gewachsen ist, — die Konkurrenz der russischen Juden.

*

Die Juden im Ostend
Neue
Völkerwanderung

Ich zweifle, ob in Europa seit der ‚Völkerwanderung' des fünften und der folgenden Jahrhunderte, die in unsere Gegenden die wilden Völker des Morgenlandes verpflanzte, etwas Ähnliches geschehen ist, wie in Ostlondon. Hier haben die Juden in den letzten zwanzig Jahren ganze Stadtteile vertrieben und selber besetzt. Anglikanische Pfarreien sind aufgegeben, ihre Kirchen in Synagogen verwandelt worden, weil die Pfarrgenossen vor den Juden weichen mußten.

Das geht, sagt der Statistiker Charles Booth, ganz systematisch, langsam aber sicher wie der Strom der Flut, der selbst Felsen unterhöhlt. Haus um Haus Straße um Straße. Hauptunternehmer suchen ganze Straßen zu bekommen (was in England infolge eigenartiger Besitzverhältnisse leichter ist als bei uns, wovon später), den Christen wird unter irgend einem Vorwand gekündigt, wenn sie nicht schon vorher durch den Schmutz der neuen Nachbarn oder Mitbewohner hinausgeärgert sind, und der Jude sitzt fest.

Sobald in Rußland eine Judenverfolgung einsetzt, spürt man es in London und in Amerika. In den ersten zehn Monaten von 1905 z. B. sind 35 000 russische Juden ins Ostend gekommen. Der Redaktör einer in London erscheinenden deutschen Zeitung hat mir gesagt: „Die Zustände im Osten werden dem Deutschtum in London sehr gefährlich, vor zwanzig Jahren hatten wir 8000 Juden, jetzt 120 000, und unsere Deutschen zahlen die Zeche."

Ich bin wiederholt in jüdischen Wohnungen gewesen — ein Bakschisch tut bei diesen armen Teufeln Wunderdinge, ich habe in jüdischen Läden Kleinigkeiten gekauft — kaum eine Spur von Reinlichkeit. Ein Kundiger sagte mir, als ich ihm meine Beobachtungen mitteilte: „Diese Juden in Whitechapel können zu zehn in einer kleinen Stube schlafen, ein Deutscher bringt das nun einmal nicht fertig. Daher lebt der Jude billiger als wir."

Wenn man diese Männer mit ihren Kaftanen, diese scheuen mißtrauischen Weiber, diese ärmlichen Mädchen mit ihren morgenländischen Zügen und schwarzen glänzenden Haaren sieht, empfindet man Mitleid mit ihnen. Verstoßen aus einem Land, das sich erkühnt, den christlichen Namen zu führen, landen sie mit ihrer geringen Habe an einer Küste, die ihnen fremd ist, die sie aber, das wissen sie, in christlicher Großmut nicht fortjagen wird. Es geht ihnen noch schlecht genug in dieser neuen Heimat, viele geraten Unternehmern, nicht selten jüdischen, in die Hände, die sie jämmerlich ausnützen. Jüdische Arbeiter, die im Ostend für 65 Pf. täglich 14—16 Stunden arbeiten, sind keine Seltenheit. —

Booth erzählt, daß sich hier eine Gemeinde von getauften Juden befinde, es soll die einzige in Europa sein. Sie sei sehr klein und vergrößere sich nicht, da die Juden bei ihren Religionsübungen bleiben. Angesichts des ‚heidnischen' London wäre es wohl angezeigt, zuerst dieses zu bekehren und die armen Juden bei ihrer Art zu belassen. —

In der Greenfieldstraße habe ich einmal das drollige Schauspiel erlebt, wie kleine und kleinste Judenkinder in ihre Schule gingen. Da die Eltern oft keine Uhr haben oder an die Schule nicht denken, so wird eine

halbe Stunde lang vor Beginn geläutet (was ich auch sonst in englischen Schulen gehört habe). Das Läuten hat Erfolg. Wie wenn der Rattenfänger von Hameln auf den Straßen flötete, öffnen sich die Türen, und Kinderfüßchen trippeln und trappeln. Wie die Kinder und ihre Schulbegleiterinnen selbst ausgesehen, müßten heitere lebende Photographien zeigen. Worte vermögen das nicht. —

Mit tiefer Ehrfurcht blickte ich anfangs zu den Straßenanschlägen auf, die in dicken hebräischen Buchstaben mir von weither höhnisch zuzurufen schienen: „Lies uns, wenn du kannst! du, der du einst mit so vieler Mühe auch hebräisch studiert hast. Lies uns! Siehst du: nur in Mitlauten sind wir geschrieben, die Selbstlaute mußt du selber dazu denken. Wie schwer wurde es dir einst, die hebräische Bibel, die barmherzig Mitlaute und Selbstlaute druckt, zu lesen! Und hier in London: jeder Jude, der überhaupt das Lesen gelernt hat, versteht uns."

So schienen sie zu necken, und als ich vollends in eine Lesehalle kam und gewöhnliche Juden eifrig hebräische Tageszeitungen lesen sah, ich aber kein Wort herausbrachte, wußte ich bestimmt, daß ich nichts weiß. Der schönste Anfang, ein guter Philosoph zu sein.

Da kaufe ich mir einmal den ‚Daily Jewisch Expreß', eine der verschiedenen Londoner Judenzeitungen, sitze zu einer Tasse Tee und vertiefe mich in die Anzeigen des Blattes. Ein Schiff und darunter — ha, zum Teufel, das heißt ja Hamborg Amerika Lain (Linie). Ja, das ist ja deutsch oder englisch und nur die Buchstaben hebräisch. Und ich lese und staune:

„Notis! Notis! Asu wi mir heren das phiele menschen beklagen sich seiner brust, phun des smouken (rauchen)

schlechte tabak und sigaretten. Das is eier schuld allein, weil ihr kaufet in schlechte plezer. Was di schopkiperlad (Ladenjungen) kaufen in phuntel tabak un si pherstehen sich nit darauf. Ihr zalen awek gute geld un derleget noch eire gesundheit. Ihr kent aber eire lage pherbessern un bei eier gesundheit bleiben. Kaufet eire sigaretten in ain richtigen plaz. Bei des alten bewußten tabakonist grasman — was er kauft di sachen direkt phun die richtige kwelle“ usw.

Nach solchen Entdeckungen wage ich mich sofort an die politischen und nichtpolitischen Überschriften. Hier der Anfang einer schrecklichen Moritat:

„Ain ganze phamilie ermordet. 7 morden. 2 selbstmorden. Ain telegrame phun kembridsch meldet as ain phrau mitn namen markham hat letzten sabat geherget auf taut (totgeschlagen) mit ain aiserne hak ihre siben Kinder, phun ainige monat alt bis 9 jar. Si hat arufgelegt die kerpers aufn bett, aufgegosen eil (Öl) un sein dan untergezunden, nachdem hat si ibergeschniten ihr halds mit ain scharfen meser un is areingeschprungen zwischen die phlamen“ — und was sonst noch folgt.

Eine Zeitung in jiddischem Jargon. Vielleicht bin ich in London nie heiterer gewesen, als in jenem Teeladen, wo ich, meinem klassischen Hebräisch zum Trotz, Jiddisch lesen lernte und die lustige Sprachlehre mit dem köstlichen Satzbau entdeckte. Ja, in meinem Entdeckergefühl erfrechte ich mich gar an die ersten Deuter der Keilschrift und der Hieroglyphen zu denken (zu einem Kolumbus reichte es doch nicht ganz). Worüber der nächstbeste arme Jude, der lesen konnte, jedenfalls mit unbändiger Heiterkeit gelacht hätte.

*

Beim ‚Schmutzigen Richard‘

Wenn man die öffentliche Meinung in England befragt, so schallt uns aus ihr die heilige Versicherung entgegen, daß drüben ein ganz erschrecklicher Kampf gegen den Alkohol geführt werde: es ist ‚fair‘, Abstinent zu sein, ein Gentleman darf keine Schnäpse trinken und ähnliche Reden hört man. Jedenfalls, heißt es, ist die Grundstimmung in England entschieden gegen den Alkohol.

Die Stimmung — mag sein. Die Wirklichkeit sieht anders aus: es wird schauerlich viel Alkohol getrunken, und zwar nicht in der Form von wässerigen Bieren wie bei uns in Deutschland, sondern in der hochgradiger gebrannter Wasser und Liköre. Besonders fällt auf, daß Frauen und Mädchen, wie ich hie und da gesehen habe, gotteslästerliche Fähigkeiten entwickeln.

Wer wissen will, wie das zugeht, darf nicht nur die Bars zu ebener Erde (von denen ich später rede), er muß auch Lokale wie den ‚Dirty Dick‘ besuchen. Eine von Alkoholdunst übel riechende unterirdische Schnapsschenke nahe dem Liverpool-Bahnhof, in der es ein- und ausgeht wie in einem Taubenschlag. Den ehrenvollen Namen ‚Schmutziger Richard‘ hat sie von einem Sonderling, der sich nicht wusch und nicht rasierte (in England eines der größten gesellschaftlichen Vergehen), zerfetzte Kleider trug (das geht noch eher), dadurch bekannt und reich wurde und ums Jahr 1760 eines seligen Todes starb.

Man steigt eine enge Treppe hinunter und findet einen kellerartigen Raum ohne Stühle und Bänke, ein

Stehlokal, unbequem wie alles im englischen Wirtshausleben. An den Wänden sind die Verkaufsstände mit Bier-, Wein- und besonders Schnapsfässern.

Und nun: was beliebt?

Whisky, der vielbegehrte? Hell oder braun? Er wird aus Getreide gebrannt (wenn er nicht gerade Kartoffelspiritus mit Zusätzen ist), und damit er den ‚brenzligen‘ Geschmack erhalte, wird das Getreide über glühendem Torf gedörrt.

Oder Gin? der aussieht wie klares Brunnenwasser und süß und lieblich nach Pergamot und Wacholder duftet (von Natur ein Wacholderschnaps, an dem hoffentlich das löbliche Kartoffelgewächs unbeteiligt ist).

Wünschen Sie Rum aus Jamaika (Jamaika irgendwo bei — London?) oder Brandy, der in Frankreich das Licht der Welt erblickt haben soll und dort Cognac heißt?

Eine reiche Auswahl in Sorten und Untersorten und allen Preisen. Mit kleinlichen ‚Schnapsgläschen‘ wüßte man aber in England nichts anzufangen, die unterste Stufe ist ein Glas Gin für 32 Pf. — eine Leistung für unsereinen. Die ‚Wirkungen‘ entsprechen den großen Maßen: nach den Aussagen der englischen Ärzte bevölkert nichts die englischen Irrenhäuser so schnell als diese starken aufregenden Getränke. Um nicht in solche Gefahr zu kommen, habe ich nach den ersten Versuchen die abscheulichen Whisky und Genossen mit keinem Blick mehr gewürdigt.

Gewöhnlich werden sie wegen der gefährlichen Wirkung auf das Herz mit Wasser vermischt getrunken. Beim Dirty Dick scheinen, als ich dort war, Wassertrinker und -Trinkerinnen gerade gefehlt zu haben.

*

Fred, der kühne Schwabe

Eines Nachmittags suchte ich in der Towergegend eine Hausnummer, hinter der ein junger Mann arbeitete. Er war mir als Landsmann gut bekannt. Nach einigen wohlwollenden polizeilichen Ratschlägen fand ich das Haus. Ein kräftiger junger Mann stand unter der Türe, er hatte gerade einige Minuten frei und schaute spazieren. Oder sinnierte über Herzeleid. Ein fröhliches „So, da steckst du" erscholl und „Raus aus deiner Bude", und man ging zur Missis, sagte ihr viele Höflichkeiten, die vollen Erfolg erzielten: Er bekam bis nächsten Morgen frei. Ich schlug vor, in eine englische Bar zu gehen, da uns dort niemand verstehen und wir schwätzen konnten, was wir wollten. Selbstverständlich nur in eine englische Bar, auch er kommandierte so.

Fred, wie er in seinem Geschäft gerufen wird (in Wirklichkeit heißt er ein bißchen anders) ist nämlich, was ich schon zum voraus wußte und hier auch zum voraus sagen will, ein Schwäblein, das äußerst harmlos dreinschaut, aber ein Abenteurer ist, nicht einer von gefährlicher Art, aber in Deutschland wäre er, ich glaube, unmöglich gewesen. Er hat mir seine Geschichte selber ungefähr so erzählt:

„Warum ich hier bin? Das möchte ich nicht gerade jedermann eingestehen. Ich habe einen Bruder in London, das ist eins, und ich habe in meinem bayrisch-schwäbischen Heimatsdorf ein Mädchen, das ich schrecklich liebe, das ist das zweite. Aber nur ich

liebe sie; die Anna hat mir im Auftrag ihres Vaters einen Korb geben müssen, als ich um sie anhielt. Da war mir das Leben grundmäßig entleidet, meine ganze Zukunft schien mir in den Boden zu sinken und ich sagte der Anna: „Anna, lieben tu ich dich wie mein Leben und werde dich immer lieben, solang ich atmen kann, aber weil du so herzlos bist, will ich nicht mehr hier bleiben. Ich gehe übers Meer auf Nimmerwiedersehen."

Da ist sie doch erschrocken, hat ein verlegenes Köpfchen hingemacht und mit zitternder Stimme einzulenken gesucht: „So, so einer bist du? Wie der Bergmatheis, der Lump, der nach Südamerika fort ist? Ich mein', du habest es nicht grad nötig, ins Ausland zu gehen . . . . Mein Vater ist halt ein großer Bauer und will mich nicht . . . ."

„Das weiß ich jetzt längst, daß er dich einen kleinen Söldner von 20 Morgen nicht heiraten läßt. Bauernhochmut. Aber es ist fertig und aus, ich gehe" — hab' ich ihr zum letztenmal geantwortet.

In Mannheim fand ich ein Lastenschiff, das mich um 25 Mk. in vier Tagen nach London liefern wollte. Tränen stürzten mir aus den Augen, als das Schiff sich zu bewegen anfing. Alles vorbei — das war meine Stimmung. Die Pracht des Rheins und das Unendliche des Meers, das ich zum erstenmal im Leben sah, erheiterten mich wieder ein wenig. Dagegen ist eben doch unser München nichts. Fatal war, daß von Rotterdam an, wo ich umsteigen mußte, niemand mehr auf dem Schiff Deutsch verstand, ich bin immer bedenklicher gegen die Reisegefährten geworden, von denen manche in der Tat keinen vertrauenerweckenden Eindruck machten. Vielleicht ist's ihnen bei mir auch so gegangen.

Langsam schwamm das Schiff die Themse hinauf, nur getrieben von der wiederkehrenden Flut. Das hatte ich auch noch nie gesehen, daß ein Schiff den Fluß aufwärts fährt, ohne daß es sich zu rühren braucht. Wie staunte ich endlich, als die große Towerbrücke plötzlich sich teilte, in die Höhe ging und unser Schiff durchfuhr!

Mein Bruder erwartete mich am Landungsplatz. Trotz allem ein freudiges Wiedersehen. Die Frage war jetzt: Was anfangen? Ich konnte nicht Englisch und konnte kein Handwerk, denn ich bin Bauer gewesen. Am anderen Tag liefen wir zum Vergnügen in der Stadt herum. „Halt! Plötzlich fällt mir was ein", sagte mein Bruder, „schleunigst zum Towergefängnis! Brauchst keine Angst zu haben, kommst nicht hinein! Da kenne ich einen deutschen Schreiner und der hat mich vor acht Tagen gefragt, ob ich keinen Gesellen wisse. Der Geselle bist — du!"

Und so bin ich als Schreinergeselle eingetreten, knieschlotternd wegen meiner ungeheuren Frechheit. Denn ich hatte noch nie einen rechten Hobel in der Hand gehabt. Ein Glück, daß in England nach Papieren, Zeugnissen und Namen nicht gefragt wird; wenn einer nur etwas Rechtes ist und kann, das genügt. Aber wie stand es da bei mir!

Die Gegend, wo ich eben unter der Tür stand, ist nachts nicht gut passierbar. Wir schließen nachts immer alle Läden, sonst könnten wir morgens die Fenster alle in Scherben zusammenlesen. Viel Pack niederster Sorte. Aber der Meister und seine Frau, auch eine Deutsche, sind seelengut. Ein Bekannter gab mir rasch noch einige Stunden Privatunterricht und dann ging's los. Zuerst entschuldigte ich mich, ich sei zwei Jahre

beim Militär gewesen und habe vieles vergessen. Die englischen Mitgesellen verstanden mich nicht und langsam lernte ich die Kunstgriffe. Zuerst hatte ich gedacht: „Mehr als hinausschmeißen kann der Meister mich nicht", bald aber erkühnte ich mich zu erklären: „Das und das hat man bei uns in Deutschland nicht so gemacht."

Am ersten Sonntag traf ich meinen Bruder, der ärger Angst hatte als ich, sein ganzes Renommee wäre in Trümmer gefallen, wenn der Streich aufgekommen wäre. Von weitem rief ich ihm entgegen: „Ich kann schon englisch, hörst du: All right, all right? Und herrlich geht's!" Er heulte fast vor Freude. Heim schrieb ich, auch der Anna, ich habe eine gute Stelle gefunden, es gehe mir ausgezeichnet, ob ich noch einmal zurückkehre, sei ungewiß. Die Wirkung ließ nicht lang auf sich warten, wie Briefe zeigten.

So bin ich jetzt nächstens zwei Jahre im Geschäft, ich wurde immer für einen gelernten Schreiner gehalten. Bald werde ich aber heimkehren, denn die Anna und ihr Vater sind gründlich bekehrt ...." — —

So mein Landsmann, der, wie man hoffentlich zugeben wird, nicht zu den bekannten ‚dummen Schwaben' gehört. Er hat mir später das Ende seines Londoner Abenteuers geschrieben: Seinem Meister samt Frau sei es unbegreiflich gewesen, daß er, der Tadellose, nicht mehr bei ihnen bleiben wolle, sie haben ihm aber ein glänzendes Zeugnis mitgegeben und stolz auf sein Können sei er Rotterdam zugesegelt. Und schließlich: seit einem halben Jahr sei er glücklich mit seiner Anna verheiratet und in froher Erinnerung an unser Bargespräch solle ich auch wissen, welch froher Zukunft er entgegensehe (na, ja, die Leser können sich's

denken), was ihn wie seine Anna unendlich freue usw. Nur daß er seiner Frau noch nicht die ganze Wahrheit über London gesagt habe, drücke ihn . . . .

* * *

Englische Eisenbahnen

Darf ich die Leser zu einem Ausflug von London nach Oxford einladen? Wir kämen auf diesem Weg wohl am raschesten hinter die Sonderlichkeiten der englischen Eisenbahnen.

Wir wählen einen Donnerstag, denn an diesem Tag befördert uns die London and North Western Railway um den Spottpreis von 3,50 Mk. mit Schnellzug hin und zurück. Wir nehmen unsere Fahrkarte an einem besonderen Schalter für Ausflugtickets und stehen damit bereits vor einem Unterschied zwischen unserem und dem englischen Bahnwesen.

Alle englischen Bahnen sind Eigentum von Gesellschaften, die, was ja keine Schande ist, möglichst gute Geschäfte machen wollen. Zu guten Geschäften gehören viele Reisende, und um die anzulocken, werden die sonderbarsten Tarifvergünstigungen gewährt. Es scheint, daß jede Gesellschaft ihr eigenes ‚Preisverzeichnis' führt, ja man kann sagen, zu gewissen Zeiten haben sie überhaupt keine festen Tarife, da, wie ich oft beobachten konnte, nur wenige Menschen mit dem Normaltarif, die Mehrzahl mit Ausnahmekarten reisen. Diese letzteren werden in den Zeitungen oder an den Wänden reklamehaft angekündigt, in den Bahnhöfen prangen Zettel die schwere Menge, die alle zu ‚billigen

Fahrten' aller Art einladen und die jedermann mitnehmen kann und soll. Trotzdem ist es nicht immer leicht, die günstigsten ‚Excursions Tickets' ausfindig zu machen, da Karten, Preise und Bedingungen wimmeln wie der Sand an der Meeresküste und da infolge der verschiedenen einander oft widerstrebenden Interessen der Gesellschaften jegliche Zentralbehörde fehlt. Daher hat sich England nicht an die Gesellschaft der zusammenstellbaren Fahrscheinhefte angeschlossen; es kann dies gar nicht tun. Es wird sich auch deshalb nicht anschließen, weil die regelmäßigen Fahrpreise ungewöhnlich hoch sind: eine englische Meile (1,6 km) gilt durchschnittlich einen Penny (8 Pf.) — reichlich das doppelte des deutschen Tarifs. Dafür gibt es allerdings keine Zuschläge für Schnellzüge und eine fast unbeschränkte Gepäckfreiheit, die weidlich ausgenützt wird.

Und vollends die Rückfahrkarten, gegen die unsere ‚Retourbillete' ein Kinderspiel waren! Ein Beispiel: Von London nach Ventnor auf der Insel Wight gibt es Rückfahrkarten auf sechs Monate = 17,50 Mk.; jeden Freitag kann man aber auch eine um 11 Mk. haben, die vierzehn Tage gilt; jeden Sonn- und Montag geht's schließlich — nach dem System des billigen Jakob — um 6,10 Mk., nur muß man am Tag der Lösung zurückkehren. In Deutschland würde dieselbe Karte 3. Klasse Schnellzug hin und zurück 10 Mk. kosten.

Eine eigene Gesellschaft, die National Sunday League, veranstaltet Sonntagsexkursionen, um das niedere Volk von stumpfsinnigem Alkoholgenuß abzubringen. Man fährt mit ihren Zügen lächerlich billig: um 2½ Mk. nach Brighton und zurück (sonst einfache

Fahrt 4,20 Mk.; bei uns würde die Fahrt hin und her 6,20 Mk. kosten). Wieviele andere Möglichkeiten bestehen, um nach Brighton zu kommen, wissen, ich denke, nur besonders ausgebildete Brighton- oder Meerbäderspezialisten.

So bin ich um 3½ Mk. nach und von Oxford gefahren. Hat man eine solche Extrakarte, so muß man mit genau bestimmten Zügen fahren. Wer seinen Zug versäumt, etwa bei der Rückkehr, kann sich eine neue Fahrkarte lösen. So zuvorkommend die englischen Bahnbeamten sonst bei Täuschungen, Fehlfahrten und ähnlichen Mißgeschicken sind, in diesem Stück gibt's keine Gnade: „Eine neue Fahrkarte, bitte!"

Ich gestehe, daß ich über diesen tollen Wirrwarr oft ärgerlich war. Es liegt etwas Unreelles, Krämerhaftes, Humbugartiges in ihm, das mir nie recht gefiel, obwohl ich fast in ganz England mit eben solchen Günstlingskarten umherfuhr. Es kann auch große Schwierigkeiten machen, da man sich oft, besonders mit mehreren Karten, an die Züge und Tage nicht mehr erinnert und ohnehin stets gebunden ist.

Sehr praktisch sind die Bahnsteige, die überall gleich hoch sind wie der Boden des Wagens. Welch ein Gekletter bei uns, wenn ein Zug hält, wie unbequem, welcher Zeitverlust! In England haben alle Wagen, auch die für D-Züge, Türen an den Seiten. Die Wagen sind nicht besser als die unsrigen, doch haben auch die dritter Klasse gepolsterten Sitz, wie in den meisten Ländern Europas. Miserabel schließen, wie allgemein in England, Fenster und Türen. Im Winter denkt man mit Sehnsucht nach Deutschland herüber, oder sogar nach Rußland, wo man Doppelfenster braucht und hat.

Englische Wartesäle, wenn solche da sind, schaurig, Bahnhofwirtschaften traurig. Aufschriften auf den Wagen unter aller Kritik, d. h. fehlen meistens. Von Tafeln, die ankündigen, wohin und welcher Art der Zug, keine Spur. Anstatt daß ein Arm in die Höhe ginge mit Zeit und Ziel, wie in jedem großen deutschen Bahnhof, ist man aufs Fragen angewiesen, in der Nähe einer Weltstadt oder bei den Londoner Untergrundbahnen ein widriges Geschäft. Fahrplanwesen schmählich — da sind wir weit voran. Ich hatte in Birmingham einmal zufällig keinen Fahrplan und fragte am Schalter, ob irgendwo einer angeschlagen sei. Über die eigene Bahn der Gesellschaft, versteht sich. Aber kein Gedanke. Ich glaubte mich nach Italien versetzt.

Und doch! Trotz all dieser Mißstände habe ich mich lange Zeit nach den englischen Bahnen zurückgesehnt. Vor allem wegen der stoischen Ruhe, mit der auf den Bahnhöfen auch großer Verkehr bewältigt wird. Kein Geschrei, niemand fordert die Leute auf, in den Wagen zu gehen, man sieht nach den Fahrkarten, aber nicht immer, schließt, wenn die Zeit gekommen, die Türe, der Guard, der am Ende des Zuges sein Abteil hat, gibt einen leichten Pfiff, schwenkt ohne jede Aufregung ein grünes Fähnlein, und der Zug fährt aus der Halle. Diese unerschütterliche Ruhe hat mich zuerst förmlich verblüfft. Ebenso hat es mich verblüfft, wie alle Beamten gegen mich höflich waren, auch im dichtesten Gedränge. Ruhig und sicher erhielt ich Auskunft. Kein Anschnauzen, kein Abweisen. Verblüfft hat mich auch die Art, wie die Reisenden behandelt werden: als reife Leute, von denen jeder wissen muß, was er zu tun hat; wer das nicht

weiß, bleibt einfach da und kann dem Zug nachsehen; auch wann seine Station gekommen ist, muß er selber wissen, gesagt wird's ihm nicht. Bei uns, das kann nicht geleugnet werden, scheint das Publikum nicht so reif zu sein. Darnach handeln unsere Bahnen. Daß mir dagegen das Fehlen von Fahrplänen u. a. zuviel „Selbständigkeit" vorauszusetzen scheint, habe ich schon gesagt.

Sehnsucht empfand ich nicht weniger nach dem ruhigen Gang der englischen Wagen. Fast kein Stoßen. Nur auf Nebenbahnstrecken habe ich das uns bekannte Gerumpel gehört, das der Übergang der Räder von einer Schiene zur andern verursacht. Sonst aber gleiten die Wagen so sanft dahin, daß es eine wahre Freude ist. Auch Sehnsucht nach der englischen Fahrkartenüberwachung. Nur in unmündigen Ländern wie Italien wird man nach dieser Hinsicht noch mehr inspiziert als in Deutschland. Wie nobel ist dagegen Frankreich! Und wie erst England! Erstens gibt es nur bei den Untergrundbahnen Bahnsteigsperre. Wozu auch sonst? Der Schaffner läuft den Zug entlang und schaut nach, es geht ja so schnell, da er nicht zu klettern hat. Oder er kommt bei der nächsten Station oder er kommt gar nicht und nimmt erst vor einer großen Station die Karten ab. Diese Eisenbahngesellschaften scheinen alle Leute für Gentlemen zu halten. Ich bin einmal von London nach Manchester gefahren: Keine Sperre, einmaliger Besuch des Schaffners. Ich bin ein andermal von Paris nach München gefahren, der Franzose knipste in Paris an der Sperre, dann hatte ich Ruhe bis Französisch-Avricourt. Auf deutschem Boden aber ward mir das Glück, den Besitz einer Fahrkarte und damit meine

Ehrlichkeit zu beweisen, zuteil in Avricourt, Straßburg, Appenweier, Karlsruhe, Mühlacker, Stuttgart, Ulm und München. Ich habe mich in diesen erhebenden Augenblicken für einen moralisch zweifelhaften Menschen gehalten, der eben gerade 2. Klasse D-Zug reiste. Was unsere Verwaltungen über mich dachten, kann ich nur ahnen.

*

Vor London draußen. Langsam löst sich der Dunst, der über der Stadt wie ein Alp ruht, und weiche Landluft weht über eine bescheiden wellige Garten- und Wiesenlandschaft mit einförmig gebauten Dörfern und Städten. Aber doch eine Landschaft mit reichen malerischen Akzenten. Nach Reading liebliche Ufer der Themse, eines kleinen Flüßchens, stämmige Bäume an frischen Kanälen, Blumenfelder voll leuchtender Farben. Aus den vielen Kaminchen steigen bläuliche Rauchwölkchen auf und spielen, ungewiß, was sie tun sollen, um den wilden Wein an den Mauern. Wir werden bald in Oxford sein.

Bevor wir Oxford erreichen, laß dir noch einen nützlichen Rat geben: Ist dir deine germanische Seele etwas wert, dann gehe nie in einen Bahnwagen, auf dessen Fenstern hübsch blau ‚Smoking' steht. Nie! Das wäre eine Raucherabteilung, und die könnte dir schaden. Du würdest erkennen, was das Wort ‚englischer Tabak' bedeutet. Soweit wär's gut, Erkenntnis ist immer gut, aber was folgt, ist zu entsetzlich: Aus langen abscheulichen Stengeln schloten sie gleich einem halben Dutzend Lokomotiven dich Harmlosen an, und nach einer Stunde bist du herzkrank, dein Verstand ist verdunkelt, deine liebliche Stimme heiser,

und du fürchtest, es könnte jede Minute die Seekrankheit ausbrechen. Solche Erfahrungen mußt du, mein Bester, zu vermeiden wissen, besonders wenn du nach einer Stadt der Gedanken fährst wie Oxford, wo man einigermaßen bei Verstand sein sollte. Steig also in einen Wagen ohne blaue Aufschriften. 40 Mk. Strafe zahlt, wer dort dich anraucht.

Ein Tag in Oxford

* * *

Meine erste Tätigkeit in der alten Universitätsstadt war materialistischer Natur: Ich nahm einen Lunch. Lebersuppe, ein Rostbifchen so dick wie zwei Messerrücken, ‚Königliche Oxfordwürstchen' und dazu das tiefsinnigste Erzeugnis englischer Gemüsekochkunst: zwei gesottene Kartoffeln ohne Schale, endlich einen Pancake (eine Art Omlett) und ein Stückchen guter Käse. Ausnehmende Ehrfurcht empfand ich, als ich die ‚Königlichen Würstchen' angriff, Ehrfurcht vor den niedlichen Würsten, Ehrfurcht vor Seiner Majestät dem König Eduard, der einen Abglanz seiner Macht auf meine Würste fallen zu lassen die Gnade hat, wie ihr Name zeigt, Ehrfurcht nicht zum wenigsten vor mir selbst, da ich noch nie königliche Würste gegessen hatte.

Der Speisesaal war hochelegant und peinlich sauber, die bedienenden jungen Engländerinnen wie im Hochzeitsstaat daherschwebend: die Kleider glänzend wie Taffet, die Haare aufgepudert, die Brust mit langen Ketten geschmückt wie Mädchen vom Berner Oberland. Alles im Zimmer still wie ein Fisch, selbst die

Mädchen getrauen sich kaum zu tuscheln. Wie in allen besseren englischen Speisehäusern ist mein Teller umlagert von einer Schar Messer und Gabeln und Löffel. Jedem Gang sein Besteck! Ein Engländer, der gute Manieren hat, weiß auch genau, welches Besteck gerade zu einer Esserei gehört. Ich selbst bin in dieser Wissenschaft immer Barbar geblieben.

*

Der Satz vom ‚alten lustigen England', der vor den Stuarts dem englischen Volke das eigentümliche Gepräge gegeben haben soll, ist dank dem Fanatismus der Puritaner und dem Konkurrenzkampf um das tägliche Leben längst eine Fabel geworden. Als ich Oxford betrat, habe ich jedoch einen Rest jener alten Fidelität zu entdecken geglaubt. Auf der Cornmarketstraße standen etwa 15 Musikanten in Uniform, die höchst vergnügliche Weisen von sich gaben. Wohl ein Ständchen, dachte ich, aber ich war irrig daran: Tag für Tag zieht die verehrliche Stadtkapelle das ganze Jahr hindurch, auch im Winter von Straße zu Straße und spielt von morgens 9 bis spät abends — zwei Stunden mittags ausgenommen — Heiteres und Ernstes, damit die Studenten und die Gelehrten und die Frauen Oxfords nicht ‚hintersinnig' werden. Was wohl auch erreicht wird, denn fröhliches Volk wandelt die Musikstraße auf und ab: Feingekleidete Frauen und Jungfräulein neben Bettlermädchen, Studenten in Ferien, sehr junge John Bullchen, die sich gleichartig benehmen wie unsere kleinen Schlingel.

Eine halbe Stunde spielte man auf dem Platze, dann wurde in den Häusern gesammelt — auch die

Stadt gibt einen größeren Beitrag —, hierauf ging's weiter.

Ob diese Musik die Studien fördert? Ich will die Frage nur aufwerfen. Und ob diese Einrichtung auch an nichtenglischen Universitäten bekannt ist? Das möchte ich gerne wissen.

*

Keine Stadt in England habe ich gesehen, die weniger an Kasernenstil erinnerte als das vieltürmige Oxford. Dafür erinnert es um so glücklicher an alle Jahrhunderte der Kunst. In den ältesten Teilen der Kathedrale will man noch Spuren der Sachsen erkennen, sicher nachgewiesen sind frühnormannische Schöpfungen. Auf sie folgen alle Stile, am reichsten der gotische, der vielen Kollegien und Kollegkirchen seinen klassischen Stempel aufgedrückt hat.

Mit aufrichtiger Freude denke ich zurück an prachtvoll stilisierte Kollegienhöfe, die nach Art von Klosterhöfen rings im Viereck von Gebäuden, meist niederen, und von Kirchen umgeben sind. Diese Studienhäuser mit ihren Türmchen, Fialen, Mauergesimsen, Erkern, schießschartengleichen Abschlüssen, die Mauern bis zu oberst mit wildem Wein oder Efeu bewachsen — in der That ein schöner, harmonischer Anblick. Das Ruinenhafte und Verwitternde, das man hie und da bemerkt, kann den Eindruck des Vornehmen, Behäbigen, am Ende auch Bequemlichen nicht stören, vermehrt ihn eher. Gotik mit wildem Wein ist ohnehin eine englische Spezialität, besonders beliebt, wenn die Gotik in — Trümmern liegt. An Trümmern alter Abteien und Kirchen sind aber ganz England, Irland und Schottland reichlich voll.

Wo ist die Universität in Oxford? Eine Vexierfrage. Auf dem Stadtplan wenigstens läßt sich keine ‚Universität‘ finden, mag man ihn drehen wie man will. Es gibt dort keine Universität im deutschen und überhaupt festländischen Sinne. ‚Universität‘ ist nur eine Abstraktion. In Wirklichkeit machen die 21 Kollegien und die 5 kleineren Anstalten, die Halls heißen, die Universität aus. Diesen Kollegien, die zweifellos den mittelalterlichen Bursen entsprechen, gehören $^{11}/_{12}$ aller Studenten an; erst seit 1868 dürfen Studenten auch in der Stadt wohnen (noncollegiate students). Bei den Professoren ist es ähnlich: es gibt nur ganz wenige Universitätsprofessoren nach unserem Begriff, die meisten sind Kollegprofessoren, sie gehören der Körperschaft eines der genannten Studienhäuser an. Daher kommen die Lehrer auch nicht in einem Gebäude zusammen, um ihre Vorlesungen und Übungen zu halten, sie lesen vielmehr in ihrem Kolleg, und wer sie hören will, hat dort zu erscheinen.

Welchem Kolleg die Studenten sich zugeteilt haben, zeigt ihre Kleidung: ein Überwurf, kürzer als der unserer Rechts- und Staatsanwälte, mit Farbe oder Abzeichen des Hauses, und eine leichte schwarze Ulanenmütze, ein Barett, wie es wohl schon an den Universitäten des Mittelalters getragen wurde. Es ist ja kaum ein Jahrhundert verflossen, daß auch in Deutschland noch Kleiderordnungen bestanden, die, wenn nicht die ganze Studentenschaft, so doch einzelne Fakultäten (z. B. Theologen) trafen. Dafür haben sich jetzt unsere Studentenschaften selber gewisse Kleidungsstücke vorgeschrieben, an denen man ihre Mitglieder erkennt. In Oxford weist also Kleid und Abzeichen nicht auf einen Verein, sondern auf ein Studienhaus hin, und

die Farben und Schnörkel der Verbindung sind ersetzt durch Wappen und Farben des Kollegs. Man kann sie — tout comme chez nous — auf Postkarten, Schreibzeugen, Gläsern, Briefbogen aller Art prangen sehen. Das englische Kostüm ist aber sicher viel kleidsamer als das deutsche. Leider war ich in einer Zeit in Oxford, als eine der vielen Ferienwochen eben begonnen hatte, ich mußte mir es, was die Kleidung anlangt, an den zahlreichen Photographien genügen lassen.

Vom Mittelalter dürfte in Oxford außer den Bursen, der Kleidung, einzelnen Privilegien (wozu auch das gehört, daß der Staat bis in die letzte Zeit sich keinen Deut um die Universitäten als Privatinstitute kümmerte) und kleineren Zügen des eigentlichen Studienwesens nicht allzuviel übrig geblieben sein. Und das ist recht so. Denn wir machen uns vom Mittelalter und der Roheit seiner Sitten erst eine zutreffende Vorstellung, wenn wir das Studentenleben jener Zeiten kennen. In Oxford, wie anderwärts, war dieses und war das Leben des ganzen Universitätskörpers mit ungezählten Händeln widrigster Art durchsetzt. Das Bürgertum galt nur als Pack, mit dem die Universitarier, die sich eigener Gerichtsbarkeit und weitgehender Vorrechte aller Art erfreuten, treiben konnten, was ihnen beliebte. Dann kamen die Kämpfe zwischen ‚Südnern' und ‚Nordnern' — eine nationale Borniertheit, die Zeit, Geld, ja Menschenleben forderte. Die Lebenshaltung der einzelnen stand auf tiefer Stufe. Infolge der vielen Streitigkeiten mit der Bürgerschaft vereinigten sich die Studenten schon bald in Halls, Häusern, die ihnen als Unterkunft dienten. Zur Zeit Eduards I. soll es 300 solcher Häuser in Oxford gegeben haben, aber diese Zahl ist

sicher ebenso übertrieben, wie die der Studenten selber, die bis zu 30000 sich belaufen habe. Das Leben in diesen Halls, sagt Falkner in seiner ‚History', war über alle Maßen roh; die Wohnungen waren schmutzig und überfüllt, die Kleider unbequem, ungesund und unanständig.

Nur wenige Vorkommnisse im englischen und Oxforder Studententreiben erinnern noch an jene Zeiten. Ich halte wenigstens die Exzesse, die jedes Jahr am 5. November, dem Guy Fawkes-Day, zur ‚Feier' der Pulververschwörung auf den Straßen Oxfords (und Cambridges) begangen werden und die nach unseren Begriffen ungeheuerlichen Ungezogenheiten, die sich die Studenten bei Promotionen im Festsaal erlauben dürfen, ohne an die Luft gesetzt zu werden, für Überreste jener ungeschlachten Zeiten.

In einem Stück aber ist Oxford sich rühmlich gleich geblieben: die Roger Bacon, Robert Grosseteste, die Duns Scotus haben würdige hochgelehrte Nachfolger gehabt bis herauf zu Newman und Max Müller. Und was heute geleistet wird, das lehrt zum Teil auch der Katalog der Universitätsdruckerei, der weltbekannten Clarendon Preß, dem wir an deutschen Universitäten kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen haben.

Trotz der Ferien habe ich das Oxforder Leben hinreichend kennen gelernt durch den Besuch mehrerer Kollegien, unter denen mich namentlich das große Christ-Church-Kolleg ansprach, durch Aufschlüsse von Sachkundigen und durch Studien. Suchen wir uns das Sein und Leben der Studenten klar zu machen.

Wer in Oxforder Kollegien oder Privathäusern etwa an unsere ‚Studentenbuden' denken wollte, würde

gründlich enttäuscht werden. Jeder Student ist dort ein Gentleman, der mindestens zwei, häufig drei, ja vier Zimmer, Baderaum, Empfangssalon u. a. zur Verfügung hat. Ein „gemeinschaftlicher Raum‘ ist für die Professoren des Kollegs und einer für die Studenten, eine große Dining Hall stellt den Speisesaal vor. Ich sage „stellt vor‘, denn in Christ-Church z. B. ist es eine weite und hohe Versammlungshalle, in der zu essen im Winter kaum ein sonderliches Vergnügen sein dürfte. Dazu kommen die Wohnungen der Professoren und Fellows, die Küche (in der Köche walten, die Zimmer halten Diener in Ordnung), die „Kapelle‘, meist so groß wie eine respektable Kirche, ohne die ein englisches Pensionat undenkbar ist, endlich die Vorleseräume, die nichts Besonderes bieten. Damit dürfte ein Kolleg skizziert sein. Wie anspruchslos sind hingegen die Wohnungen der Mehrzahl der deutschen Studenten! Freilich, den Ansprüchen gemäß stellen sich die Preise. Unter 3000 Mk. jährlich (eigentlich halbjährlich, da viele Ferien sind) geht es in keinem Kolleg ab, in der Regel aber verbraucht der junge Oxfordmann weit mehr, bis zu 8 und 10000 Mk.

England gilt als Land der Freiheit; aber frei ist der Oxforder „Bursch‘ viel weniger als der unsrige. Erstens ist er an die Hausordnung des Kollegs gebunden; zweitens sind in den Anstalten Professoren oder Fellows als Tutors, eine Art Repetitoren angestellt, welche die Studenten beaufsichtigen, ihnen den Studiengang anweisen, die nötigen Bücher nennen, die Arbeiten prüfen, kurz sie in den Wissenschaftsbetrieb einführen. Sie sind die eigentlichen professionellen „Einpauker‘. Einem Tutor werden bestimmte wenige Zöglinge zugewiesen, diese hat er nach den Regeln

eines höheren Kindermädelsystems am wissenschaftlichen Seil zu halten und vor Gefahren zu behüten. Zu Tutors können sowohl Professoren, die im Kolleg wohnen, wie Fellows genommen werden; manche der letzteren halten auch Vorlesungen oder Seminarübungen, die nicht selten gut besucht sind.

Ob ihrem Fleiß habe ich die Studenten nicht rühmen hören. Die Hälfte etwa (ein Herr behauptete gar zwei Drittel) sei einfach ‚an der Universität‘ d. h. arbeite so gut wie nichts und verwende seine Zeit zu Vergnügungen. Dazu nehmen die Ferien sechs Monate in Anspruch. Nur die Minorität studiere und aus ihr ergeben sich z. T. die Gelehrten, die auch in Deutschland einen Namen haben. Die Vorlesungen dauern von 10 bis 1 Uhr. Selten werden mehr als zwei Stunden täglich ‚belegt‘, oft unterbleibt überhaupt der Besuch. Diese uns heiter stimmende geringe Stundenzahl entspricht ganz dem englischen System, das schon an den Schulen, die unseren Gymnasien ähnlich sehen, wohl nie mehr als drei bis vier Stunden täglichen Unterrichts kennt. Die jungen Engländer müssen also, wenn sie an die Hochschule gehen, nichts von ihren teuren Gewohnheiten ablassen. Die Nachmittage bis zum ‚Dinner‘, das im Sommer um 7, im Winter um 6 Uhr stattfindet, sind fast ausnahmslos den vielen Sporten gewidmet: Cricket, Fußball, Rudern, Rennen, Fuchsjagden. Jedes Jahr werden Wettspiele zwischen den Studenten von Oxford und Cambridge in Bootrennen, Turnen, Cricket, Fußball und Golfspiel gehalten, Spiele, bei denen jeder wahre John Bull in Aufregung gerät, bei denen jeder ‚Oxfordman‘ für die Ehre seiner einstigen Universitätsstadt zittert. Für wie wichtig diese Dinge, die uns Deutsche

völlig gleichgültig lassen, in England gelten, zeigen die Almanache, die alle Spielergebnisse seit 40, ja 70 Jahren mit Namen und Daten angeben müssen, wenn sie up to date, auf der Höhe der Zeit stehen wollen. Die Ideale eines englischen und die eines deutschen Hochschülers sind, wie man sieht, grundverschieden. Ich halte die der Engländer für gesünder.

Außer den Vormittagstunden werden dem Studium gerne die nach dem Abendessen übrigen vorbehalten. Dann wird, wenn ein Examen gemacht werden will, auch die Gangtüre der Studentenwohnung geschlossen zum Zeichen, daß der Inwohner keine Zeit hat. Die Fachsprache nennt dies sport his oak, seine Eichentür schließen. Ist sie offen und nur die innere, eigentliche Zimmertüre zu, so heißt das: Besuch ist angenehm. Im ganzen erhielt ich den Eindruck, daß nicht viel gearbeitet wird. Die ernsten geistigen Arbeiter sind und bleiben eben doch die Deutschen.

In Oxford zu leben, gilt manchem mehr, als dort zu studieren. Daher geht die Jeunesse dorée, für die Sparsamkeit ein Wort ohne Bedeutung ist, gerne dorthin, macht fürs Leben wertvolle Kameradschaften — ich habe öfter gehört, wie die Zugehörigkeit zu einem vornehmen Kolleg etwa denselben Erfolg habe, wie bei uns die zu gewissen Studentenverbindungen —, sie treibt nervenstärkenden Sport und sucht am Ende auch in bescheidenem Maße sich das zu erwerben, was man allgemeine Bildung nennt: dazu gehören in England vor allem alte Sprachen, Geschichte und Nationalökonomie. Diese Auffassung bestätigt J. Wells, ein Tutor am Wadham-Kolleg, in seinem Buche „Oxford and Oxford life“, worin er sagt: „So viele haben gefühlt, daß nur in Oxford zu weilen eine edle Er-

ziehung ist, und daß die Verbindung von alt und neu, die vollkommene Schönheit in Natur und Kunst Oxford unübertroffen, vielleicht gar unvergleichlich unter den Städten der Welt macht". Man wird diese Überschätzung belächeln müssen, denn was die Natur anlangt, kann Oxford und sein einfaches Hügelland mit Dutzenden deutscher Universitätsstädte nicht im Traume rivalisieren.

Solche Studenten für ‚allgemeine Bildung' gibt es in England mehr als in Deutschland, wo fast alles sich mit dem Brotstudium zufrieden gibt. Der Grund für diese Erscheinung liegt in dem größeren Reichtum Englands. Dort können es sich weit mehr junge Leute gestatten, einige Jahre in der besprochenen Weise zu studieren und dann wieder als Gentlemen zu ihren heimatlichen Penaten zurückzukehren. Prüfungen brauchen sie ja keine.

Das eigentliche Fachstudium wird in England gewöhnlich nicht an Universitäten, sondern an Fachschulen erledigt. Und das führt mich auf die Frage: Wie verläuft das Hochschulstudium in Oxford?

Eine Abiturientenprüfung am Schluß der Gymnasialzeit wie bei uns kennt man in England nicht. Kommt der junge Mann auf die Universität, so erkundigen sich die Autoritäten zunächst nach dem Reifestand der Schüler, worauf eine mehrtägige Prüfung in Latein, Griechisch und leichter Mathematik folgt. Woher der Kandidat seine Wissenschaft geholt hat, ist vollkommen einerlei. Wenn er nur etwas weiß.

Eine zweite leichte Prüfung ist nötig zur Aufnahme in ein Kolleg, sie ist verschieden je nach dem Hauptbetrieb des Hauses; Sprachen, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaft.

Nach dem ersten Jahr folgt eine neue Prüfung, Paß Moderation genannt; nach fünf Semestern das ziemlich schwere „Honour Moderation‘. Wer es bestanden, ist Baccalaureus Artium; zahlt er noch drei Jahre die Universitätsgebühren oder studiert er drei Jahre weiter, so wird er ohne weiteres Magister Artium, was etwa unserem „Doktor der Philosophie‘ entspricht. Ich glaube, daß in Deutschland höhere Anforderungen gestellt und befriedigt werden.

Nach dem Paß Moderation beginnt der üblichen Ordnung gemäß das Fachstudium, oft aber auch sofort nach dem Eintritt in die Universität, da man sich auf jenes leichte Examen zugleich neben dem Fachstudium vorbereiten kann. Für das weitere Fachstudium muß es freilich abgelegt sein. Jedoch bedarf in England der künftige Arzt, Jurist, Theologe nicht notwendig der Universität. Zur theoretischen Ausbildung ist ein solcher Besuch wünschenswert, aber er ist keine Bedingung wie bei uns. Dem Mediziner genügen die Fachschulen, die mit den großen Spitälern verbunden sind und meist in keiner Beziehung zu einer Universität stehen. Der Jurist kann sich pivatim von einem Rechtsanwalt oder Professor in seine Fächer praktisch und theoretisch einführen lassen; der Theologe kann ein Konvikt besuchen. Beim Examen frägt kein Mensch, ob er richtig „abgestempelt“ ist, d. h. genügend Vorlesungen besucht oder — bezahlt hat. Bei uns ist das — ein kleinwenig anders.

*

Darf ich am Schlusse noch einige kritische Bemerkungen anfügen? Dann muß ich auf einen Vorzug hinweisen, der unseren deutschen Universitäten ganz

fehlt: ich meine den engen Zusammenhang, den viele ‚alte Herren‘ auch im späteren Leben mit der Universität ihrer Jugendzeit bewahren. Sie bezahlen ihren jährlichen Tribut (ich glaube ein Pfund Sterling), und dafür sind sie Mitglieder des Verwaltungskörpers. Sie sind stolz auf die Ehre, ‚Oxfordmen‘ zu sein und immer noch mitsprechen zu dürfen. Bei uns ‚besucht‘ man eine Universität oder mehrere, dort ‚lebt‘ man in und mit ihr und zwar nur mit einer.

Gefallen hat mir ferner der Gedanke, der dem englischen Erziehungssystem zu Grund liegt: ein junger Mann von 18 oder 20 Jahren ist noch nicht erzogen und stellt auch nicht ohne weiteres die Blüte der Nation dar, vielmehr soll der Student in die Sitten und das Geistesleben der Nation hineinwachsen und hineinerzogen werden. In anderen Ländern ist es umgekehrt: die studentischen Manieren durchdringen, ja beherrschen die Nation.

Als keinen Vorzug dürfte man anerkennen das Bestreben der älteren Universitäten, auch Oxfords, die praktische Berufsbildung zugunsten der allgemeinen zurücktreten zu lassen. Die neuere Technik, Medizin, Ingenieurwesen und ähnliche Fächer kommen dort noch mehr zu kurz als in Deutschland, wo sich eigentlich die Medizin allein eine vollwertige Stellung an der Universität zu verschaffen wußte, wo aber die eigentlich technischen Fächer ferngehalten und eigenen Lehranstalten überlassen sind. Nur die jüngsten Hochschulen in Birmingham, Liverpool u. a. berücksichtigen auch diese Fächer, doch scheinen Oxford und Genossinnen langsam nachkommen zu wollen.

Nicht gefallen hat mir der soziale Aufbau Oxfords, durch den die Kinder der Geringbegüterten von

Universitätsstudien ausgeschlossen sind. Auch wenn ärmere Studenten Hilfe aus Stiftungen erhalten, können sie die übrigen hohen Kosten doch nicht erschwingen. Diesen Mißstand kann selbst Wells nicht leugnen, er sagt:

„Die Fehler der englischen Hochschulen sind der Tatsache zugeschrieben worden, daß sie nur zu getreu die aristokratische Organisation von England wiederspiegeln. Sie haben ihr Bestes den Wenigen gegeben, aber sie haben die Vielen nicht erreicht."

Nun wird, so denkt man, Wells Vorschläge zu vernünftigen Änderungen machen. Wer so denkt, kennt einen konservativen englischen Professor nicht. Wells fährt fort:

„Es bleibt ihnen (den Hochschulen) nur übrig, ihre alte Arbeit unter den veränderten Bedingungen des demokratischen Englands zu tun. Es mag das schwierig sein, aber es kann sicher getan werden, nicht durch verzweifelte Versuche, anderen Ländern es nachzumachen, sondern durch liebevolle Beobachtung und Entwicklung dessen, was in ihrem eigenen System gut ist, und dieses Beste ist unauflöslich verbunden mit den Kollegien und dem Kollegleben. Diese Einrichtungen haben ihre Rolle auf verschiedene Art gespielt in sechs Jahrhunderten englischen Lebens, sie sind so kräftig wie nur je, wenn auch ihre Formen teilweis sich geändert haben; und die, welche an sie glauben, können entschuldigt werden, wenn sie alte und erprobte Methoden Versuchen vorziehen, die mit Zerstörung beginnen und im Unbekannten endigen."

Mit solchen Ansichten, die sicher die öffentliche Meinung in Oxford zutreffend wiedergeben, ist dem ärmeren Teil des Volkes in keiner Weise gedient, und

so bleibt Oxford auch in Zukunft eine Domäne der Reichen, besonders des Geld- und Geburtsadels.

*

Abends wohnte ich dem Gottesdienst der Cowley-Väter bei, anglikanischen Mönchen, den katholischen Redemptoristen ähnlich. Sie sind bei der Bevölkerung sehr beliebt. Ihre Religionsformen erinnern lebhaft an die der katholischen Kirche.

Nicht vergessen soll sein eine frohe Stunde bei einem Deutschen, der mich liebenswürdig in sein Haus aufnahm. Schon 30 Jahre weilt er in der englischen Universitätsstadt, aber er hat die Heimat nicht vergessen. Und so stiegen in jener Abendstunde im Kreise einer lieben Familie das alte Süddeutschland mit seinen Bergen, der Schwarzwald und dunkle Tannen und köstliche Täler in heimatlichem Zauber vor unseren Blicken auf, und der warme Händedruck und die freudigen Gesichter der Eltern und Kinder bewiesen, daß der Himmel Englands nicht die zarten Gefühle der Liebe zur alten Heimat, als deren Vertreter ich gefeiert wurde, vernichten konnte. — —

Wir gingen miteinander zur Eisenbahn. Spät nachts stand ich wieder vor der Euston-Station in London. Oxford war für mich gewesen.

*

* *

Hydepark

An einem Mittag durchstreifte ich den Hydepark. Ermüdende Luft. Nichts rührt sich. Über den weitgedehnten Wiesen, den die Ferne abschließenden

Bäumen flimmert leis farbiger Duft. Der Rasen übersät mit schlafenden Arbeitern und Arbeiterinnen. Wie ein Schlachtfeld, wenn die blutige Ernte vollendet ist. Hie und da blickt einer matt auf.

In den Parkbäumen höre ich die ersten Londoner Singvögel. Schäfchen in Herden täppeln umher, von den Kindern mit stürmischen Zärtlichkeiten bedacht. Bei dem Serpentinteich ungezählte Babies mit ihren Hüterinnen, die kleinen in Wägelchen, die alle schwarz und in demselben Typus gehalten sind.

Wäldchen wechseln ab mit Seen, Brücken, Wiesen — nur Berge fehlen im Hydepark ganz.

Mitten drin kein Baum des Lebens, aber große Anschlagtafeln mit Großstadtelend: Ein toter Körper ist gefunden, ein Kind verloren, die Bank von England sucht Noten, die Wandsworth Union überschreibt ihre Plakate ‚deserted‘: sie nimmt sich der Frauen und Kinder an, deren Ernährer durchgebrannt sind (was in England häufiger vorkommt als bei uns, da dort jeder seinen Namen ändern und leicht auswandern kann), die Union zahlt jedermann 20 Mk., wenn er die gerichtliche Einlieferung des ungetreuen Mannes möglich macht.

Fast allein wandle ich unter den Bäumen der nachbarlichen Kensingtongärten, alten träumenden Riesen. Starker Wald- und Landgeruch weht unter ihnen her.

Wie kleinlich kommt mir auf diesen Wegen ein Bädeker vor, der schreibt, die zwei Parke Hyde und Kensington seien nur ‚durch einen breiten trockenen Graben voneinander getrennt‘. Möge niemand, der allgemeinen Bildung halber, es versäumen, diesen breiten und dazu, was noch bemerkenswerter ist, trockenen Graben zu besuchen. Das ist gerade, wie

wenn derselbe Bädeker beim Parlamentsgebäude mitteilt, jedes Mitglied der feudalen Peerskammer habe im Vorsaal ‚einen mit seinem Namen versehenen Huthacken‘. Glückseliger Graben! Glückseliger Huthacken!

Unrecht ist die Behauptung Bädekers, daß im Hydepark zuweilen große Volksversammlungen stattfinden, bei denen „von dem Londoner Pöbel mit großem Aufwand von Lärm und Worten für oder gegen eine politische Maßregel demonstriert werde". Das ist nur richtig, wenn auch anständige und angesehene Abgeordnete und Professoren zum Pöbel gehören. Denn auch solche sprechen dort. Sonst hat Bädeker recht: Die um den Hydepark wohnenden Millionäre halten keine solchen Versammlungen. Sie fahren mit Dienern in Puder und Perücke im Hydepark, und das genügt.

Recht demokratisch wird der Rasen benützt. Bei uns ist es wohl überall in Parken ‚streng verboten‘, Rasen zu betreten, in England wohl nirgends. Man kann zwar an den Toren auch des Hydeparks ganze Litaneien von Strafen lesen, die den Bösewicht treffen, der usw., aber der Rasen ist frei. Französische Freunde haben mich oft lächelnd gefragt, warum denn in Deutschland so vieles ‚verboten‘, manches ‚streng verboten‘ sei, wie man überall lesen könne. Als Republikaner ließen sie sich diese lästigen Warnungstafeln nicht gefallen. Was wollte ich ihnen entgegnen?

Neben den Kensingtongärten steht das prachtvolle Gedächtnismal für den Mann der Königin Viktoria, Prinzgemahl Albert. Welcher Deutsche würde es wagen, die Stufen eines solchen Denkmals zu betreten? An dem Albert-Mal steigt hinauf wer will, und kein Schlund öffnet sich, um den Verbrecher zu verschlingen,

und kein Polizist rennt, um ihn wegzujagen. Nein, man steigt hinauf, um die wundervollen Statuen und Marmorreliefe zu sehen, welche die Künstler und Dichter aller Zeiten darstellen — ein langer Festzug der Schönheit und Wissenschaft, ausgewählt und angeordnet voll großer, freiheitlicher Gesinnung. An diesen Reliefen fühlte ich mich arm und klein. Zumal es unter den 178 „größten Männern der Welt‘ einige gab, die mir — leider nicht vorgestellt waren.

Und noch etwas setzte mich, den Teutonen, in Staunen: in beiden Volksparken kein einziges Wirtshaus! Ja doch! Eine armselige Bude mit einigen Tischen im Freien, über die Marktweiberschirme gespannt sind. Ein Zufluchtsort höchstens für eben Verhungernde.

Wo die Bude steht, kann man zuzeiten tiefste Ruhe genießen. Nur von ferne hört man noch das Brausen der Großstadt, wie im Traume glaubt man, irgendwo knarre ein Wagen, töne ein Hufschlag, lärmen und streiten Menschen. Lebt überhaupt jemand? Leben sechs Millionen gleich nebenan? Man hält es fast für unmöglich. Es ist gut sein unter diesen mächtigen Ulmen, den schönblättrigen, zahmen Kastanien, den breitarmigen Ahornen, den süßduftenden Linden. . . .

Freuden der Straße

*
*   *

Ein Deutscher, der in einer Vorstadt Londons wohnt, hat mir einmal geklagt, wie arm an musikalischen Freuden er sei, er werde oft ganz melancholisch.

„Wir arme Menschen und Arbeitssklaven“, sagte er, „sind glücklich, wenn abends um 8 oder 9 ein Straßenpiano kommt und uns etwas vorklimpert.“

Ein Straßenpiano! Eine Londoner Spezialität, der man überall, auch in den besten Vierteln, begegnet. Das Ding hat die Form eines Pianinos, steht auf einem Karren, ist mit einem Tuch überhängt. Es ‚arbeitet‘, wenn ein Rad gedreht wird. Wie bei uns die Drehorgel, so ist in England dieses Piano die Musik des armen Mannes. Er hat kein Klavier zu Hause, dafür wird ihm auf der Straße Musik gemacht.

Der Pianomann hält, und nun geht's los. Tänze, Märsche, Lieder — ich fürchte, der Spielplan wird nicht bessere Stücke enthalten als unsere Drehorgeln. Es tönt wie nervöses Klavierspiel, man meint, unsichtbare Hände tupfen zitternd auf die Tasten, oder schlagen mit Hämmern auf sie, daher kurze, abgerissene, aber laute Töne, die selbst Wagengerassel unterkriegen.

Selten spielt das Piano allein: Ein paar kleine Mädchen von 10—15 Jahren tanzen zu den Weisen, so gut sie es können. Auch kleine Kinder kommen hinzu und tänzeln mit. Hie und da fällt es einem der zuschauenden Burschen ein, als Tänzer und Jonglör aufzutreten, damit die armen Teufel, die vorspielen, beim Einsammeln mehr Pennystücke bekommen. Das Spiel und die kindlichen und unbeholfenen Tänzerinnen finden immer wohlwollende Zuschauer.

Eines Tags sah ich vor den ersten Modeläden in Piccadilly ein solches Piano. Die zwei tanzenden Mädchen, die, wie ich es mir auslegte, dem spielenden Vater das Brot verdienen halfen, hatten zerrissene Schürzen, ihre Haare waren wohl seit lange nicht gekämmt worden, auch der Spieler schien dem schmutzigsten

Proletariat anzugehören. Nebenan lagen in spiegelnden Fenstern die teuersten Balltoiletten.

*

Nirgends, auch in Italien nicht, habe ich Früchtehandlungen gesehen wie in London. Das ganze Jahr hindurch strömt hier aus allen Ländern der Welt auf die sicherste und billigste Weise — durch die Schiffe — Obst jeder Art zusammen von einer Größe und Schönheit, die mich in Erstaunen versetzten. Trauben mit Beeren von drei Zentimeter im Durchmesser, Melonen, Maise, kalifornische Obstfrüchte, Bananen — ein Stück überschwänglicher Tropennatur inmitten dem Getümmel der Weltstadt, eine Erquickung für naturfreudige Augen.

*

Ein anderes Farbenbild! Arme Maler und Zeichner bringen eine Schachtel mit farbigen Kreiden, sitzen auf die breiten Bürgersteige wenig belebter Straßen in den für sie hoffnungsreichen Vierteln und beginnen auf den Boden zu zeichnen: Landschaften, Meerstücke, Ruinen, Genrebilder, Porträte, eben nach Können. Bei vielen sieht man, daß sie Schulen besucht haben müssen und wohl kaum von jung auf zu Londoner Straßenzeichnern bestimmt waren. Gerne lehren sie ihre kreidige Kunst jedem, der einige Schillinge zahlt. Auch fertige Arbeiten auf Pappe und Schiefer haben sie mitgebracht, natürlich zum Verkauf. Mitunter bekommen sie ziemlich viele aufmerksame Zuschauer, die jedoch anderer Art sind als die Freunde des Straßenpianos. Manche von ihnen — das er-

kennt und hört man — freut es, die allmähliche Entstehung eines farbigen Bildes mit seinen Schattierungen selbst mitzuerleben. Am liebsten begrüßen die Zeichner Gäste, die etwas kaufen oder lernen wollen. Was man leicht begreift, denn die meisten dieser Pflasterkünstler sehen aus, als ob sie schon mehrere Tage nicht gefrühstückt hätten.

*

Heitere Beiträge zum täglichen Leben liefert nicht selten die Reklamesucht. Oder ist es nicht humoristisch, wenn ein Mann einen armseligen Köter an einer Leine durch die Straßen führt, der Mann einen Zylinder auf dem Kopfe trägt und auf Brust und Rücken große Empfehlungstafeln für eine Hundezüchterei, und diese Tafeln beginnen: „Wollen Sie einen besseren und schöneren Hund als diesen?? Natürlich. Dann kaufen Sie Prachtexemplare von Hunden da und da“..!

*

Ein ergötzliches Schauspiel weiß in der naturfeindlichen Großstadt der cats' meat man, der Katzenfleischmann, zustande zu bringen. An bestimmten Tagen der Woche kommt er mit einem Karren, in dem Fleischabfälle in buntester Unordnung durcheinander liegen. Er ruft durch die Straße: ‚Cats' meat! cats' meat!‘ Und siehe, die Mizzen haben scharfe Ohren und verstehen sofort die seligen Worte. Da kommt eine aus einem Tor, da springt eine andere die Stiege herab, eine dritte hört man aus Leibeskräften miauen, weil sie das geschlossene Zimmer nicht verlassen kann. So steht bald eine Schar kleiner Pussies (wie die eng-

lischen Kinder ihre Mizzi taufen) um den Mann und seinen Karren, aber ihre Erwartung wird getäuscht, denn nicht sie, sondern ihre weisen Herrinnen, die gleich nachkommen, sind es, die einkaufen. Zutraulich naht sich Pussy ihrer Frau oder dem Dienstmädchen und schmeichelt eindringlich. Dann brechen für die kleine Schmeichlerin Stunden und Augenblicke an, in denen ihre Gefühle sich zu höchster Begeisterung emporschwingen. Und sie preist in hellen Tönen den guten cats' meat man.

*

Ein armer Bube und ein schönes Fräulein

Noch einen freundlichen Strahl von Glück auf der Straße!

Tausende von Knaben kommen in London nie in eine Schule, sie sind von früh bis spät des Tags auf der Straße beschäftigt. Fast die ganze Reinigung der Straßen besorgen Buben. Mit Katzengeschwindigkeit laufen sie unter den Pferden und Wagen umher, andere sind Verkäufer, Telegrammboten, andere — und das hatte ich noch nie gesehen — crossing sweepers, Übergangsfeger: sie putzen rasch die Übergangsstellen auf den Straßen, wenn vornehme Herren und Damen kommen, damit deren Schuhe ja ganz rein bleiben.

Früh an einem Sonntag bemerkte ich auf der Oxfordstraße einen solchen ‚Feger'. Hemd, Hose, Schuhe und eine Art Schlips nach Italienerart über einem längst verblichenen Westchen — darin steckte der arme Kerl. Mit dem Besen in der Hand wartete er.

Nach einigen Minuten rauschte eine junge, feine, wunderschöne Dame heran mit großem Rembrandthut, langer Zierboa um den Hals und einem prachtvoll scheinenden Kleide. Ich will annehmen, daß es eine vornehme junge Lady war. Sie führte ein nettes Hündchen neben sich her, machte also wohl einen Spaziergang. Als sie ihr kostbares Kleid säuberlich an sich raffte, spang der kleine Feger mit possierlicher Schnelligkeit vor ihr her und putzte die ganze Straße hinüber aus Leibeskräften. Was der gutmütigen Blonden gefiel, sie griff in ihre Tasche und drückte dem diensteifrigen Buben ein Sixpencestück in die Hand. Der Knabe weinte fast vor Freude und schaute wie geistesabwesend der schönen, schönen Dame nach. . . . . Er hatte für heute zu essen.

* * *

In der Bar

Man stelle sich einen Schenktisch vor in der Form eines Hufeisens. Innerhalb des Hufeisens steht der Wirt mit seinen Trink- und Eßkostbarkeiten, das Eisen ist der Tisch, außerhalb die Trinker. Das ist eine englische Bar oder ein public house. Der Ort, an dem so viel Alkohol getrunken wird.

Die Trinker sind durch Bretterwände in mehrere Abteilungen geschieden, zu jeder führt von der Straße eine Türe. In der mindesten Abteilung gibt es gewöhnlich weder Stühle noch Bänke, in den höheren Klassen steigt der Komfort, bis er im ‚Saloon Bar‘ mit einigen Stühlen und einem Tisch seine Spitze erreicht. Für die Eingeborenen stehen wohl auch Höcker-

stühle ohne Lehnen bereit, wie sie Kaufmannslehrlinge bei uns benützen, um hoch zu sitzen. Man setzt sich auf ihnen an den Schenktisch, läßt dort sein Glas stehen und hört, was der Wirt mit denen spricht, die in einem Abteil nebenan gefüttert und getränkt werden. Hauptsächlich letzteres. Wie durch und durch ungemütlich diese ganze Wirtshausform ist, brauche ich nicht zu sagen.

Pflicht und Schuldigkeit einer Bar ist, Biere und Schnäpse zu führen, auch Brot und Käse, am Ende sogar eine Wurst. Was darüber hinausgeht, wäre schon ein „Speiseraum", wie die englischen Eßanstalten sich nennen. Die einheimischen Biere werden mit Hebeln direkt aus den Fässern gepumpt, dem Bier schadet das nicht, da die Engländer das Bier warm, jedenfalls nicht kalt trinken. Sie schonen als kluge Leute ihre Mägen und darin machen sie ihre Sache besser als die Deutschen. Auf Schaum halten sie null und nichts, und darin haben sie wieder recht. Das helle Ale und Bitter Ale mutet an wie starkes deutsches Weißbier, das schwarzbraune Stout will ich aus Höflichkeit nicht vergleichen. Geruch und Charakter beider ist von dem unserer Biere völlig verschieden. Ich denke, in den ersten Wochen wird ein Deutscher sich schwerlich mit ihnen befreunden, er wird sich an das sehr teure Münchener und an die holländischen Biere halten, aber schließlich gewöhnt man sich, wie ich selbst erfahren habe, auch an die Greuel englischer Braukunst, und man trinkt Stout, wie wenn man sein Lebtag nichts anderes genossen hätte.

Wie in Deutschland gibt es auch in England Biersorten, zu denen Kenner oft eine halbe Stunde weit pilgern, wie das Ale von Mann, Großmann und Paulins oder die Getränke von Baß, eines Eng-

länders, der als armer Brauknecht anfing und heute Herr eines Riesengeschäftes ist.

Man kann in englischen Ländern mehr als anderswo hören, daß ungebildete Leute durch Fleiß und Glück groß geworden sind. Harmsworth, der Begründer des Skandalblatts ‚Daily Mail', fing klein an, Whitely, der Begründer des modernen Warenhauses, fing mit 200 Mk. an und konnte vor seinem Tod (1907) stolz sagen, er könne alles liefern, von einer Stecknadel bis zu einem Schiffsanker, von einem kleinen Elefanten bis zu einer heiratsfähigen Frau. Und die Inhaber des zweitgrößten Blatts in England, des ‚Daily Telegraph', waren vor 50 Jahren Besitzer eines kleinen Winkelblättchens. —

Es ist ein kostspieliges Vergnügen, Inhaber einer Bar zu sein. Schon die Erlaubnis für den Betrieb kostet große Summen, Miete oder Schuldzinsen ganz beiseite gelassen. Wird z. B. der Umsatz auf 14000 Mk. geschätzt, ist eine Sportel von 1200 Mk. zu bezahlen, während ein Restaurant etwa ein Viertel dieser Summe trifft. Freilich, wieviel Geld in einer Bar aufgeht, kann man mit eigenen Augen sehen, besonders abends und Sonntags. Sogar Mütter nehmen ihre Kinder mit und geben ihnen Whisky, damit sie betäubt einschlafen.

Schlimm für die Schnapsfreunde ist es, wenn nachts geschlossen wird. Aber sie wissen sich zu helfen. Dutzende von Männern und Frauen stehen mit großen Gläsern auf der Straße vor dem Public House und trinken dort vergnügt weiter, weil sie es drinnen nicht mehr tun dürfen.

*

* *

Boxen und Wetten

Des Versuchs wegen traten wir an einem Abend in die unterste Abteilung einer Bar. Der Wirt wollte uns kein Bier geben, ehe wir bezahlt hatten. Denn ein Gast braucht, ich weiß nicht ob nach englischem Gesetz oder englischer Gewohnheit, streng genommen nicht mehr zu bezahlen, wenn er einmal getrunken hat. Der Wirt hatte wohl keine hohe Meinung von uns.

Bald hörten wir in der nächsten, ‚besseren' Abteilung Auseinandersetzungen von Männern, die schließlich recht laut wurden. Ein richtiger Krakehl. Die zwei stehen auf, schlagen die Türe zurück und gehen auf die Gasse.

Jetzt komm nur, sagt mein Bruder, jetzt gibt's ein englisches Sittenstück. Die zwei, kräftige Männer wie es schien aus Arbeiterkreisen, hatten bereits die Kittel ausgezogen und die Hemden bis zum Ellbogen zurückgestülpt. Ein paar Männer traten nach Art von Sekundanten hinzu, vom Ende der Straße schaute ein Schutzmann wie die verkörperte Harmlosigkeit auf die Gruppe. Ein Zeichen, und die Fäuste fahren vor, zurück, von oben hinunter, von der Seite her. Das krachte und klatschte nur so, und ich als ein in der Boxerei unerfahrener Mensch glaubte, nächstens müßten nur mehr Fetzen auf der Straße liegen. Doch als sie sich genügend zugerichtet hatten, standen wieder zwei wie es schien ganze Arbeiterkörper vor uns. Der Streit war beendet, der Zorn verraucht. Sie hatten die Boxregeln, die jeder Engländer kennen muß, nicht

verletzt, sonst wären sie nicht mehr Gentlemen gewesen, und die Umstehenden und der Polizist wären eingeschritten. Ein ungeschriebener Ehrenkodex, den selbst ein ungebildeter Arbeiter einhält.

Wir Deutsche stehen solchen Ausbrüchen verständnislos gegenüber. Aber ich muß mir sagen, daß in dem unfeinen Kampfe doch etwas Gesünderes liegt, als wenn die zwei mit Prügeln losgegangen wären oder mit Maßkrügen, und etwas Vernünftigeres, als wenn sie Kugeln auf einander abgeschossen hätten, mit denen auch ein Feigling und Schwächling seinem Gegner das Leben nehmen kann. —

Wetten und Sport — die Engländer glühen von Leidenschaft für sie. Ich als Fremder bin nie über die Meinung hinausgekommen, daß die Engländer in diesem Stück lächerlich sind. Ich kann mir allerdings auch nicht erklären, warum man in der Schweiz oder Tirol mit nervösester Spannung einem Schützenfest entgegensieht.

Man hat schon gesagt, die Italiener, Österreicher und Preußen haben ihr Lotto, die Engländer ihre Wetten. Diese mögen jenes ersetzen, zugegeben. Ich glaube aber, daß man viel mehr wettet als in die Lotterie setzt. Überall wird gewettet. Ein Herr, der nach Amerika fuhr, sagte mir, die liebste Beschäftigung der Engländer und Amerikaner auf dem Schiff sei Essen und Wetten. So werde jeden Tag gewettet, wieviel Meilen das Schiff bis morgen mache. Er habe das stets für eine kindische Spielerei gehalten und kein Deutscher habe sich beteiligt.

Immerhin: Hiebei kommt Gewinn und Verlust in Betracht. Aber was es Reizendes sein soll, zu lesen, in X. Y., irgend einem unbekannten Nest, habe

der Mister Z., den ich nie gesehen, von dem ich nie gehört, der mich nichts angeht, irgend einen Preis bekommen, das geht über mein Verständnis.

Ganz anders beim Engländer. Man muß es gesehen haben, mit welch anhaltendem Eifer er die Sportzeitungen liest. Steigt man in einen Zug, auch in der Provinz, so kann ein halbes Dutzend Reisender in den ‚Sportsman‘ oder in die ‚Sporting Chronicle‘ vertieft sein mit einem Ernst, als ob es sich um welterschütternde Ereignisse handeln würde. Ja, selbst Geistliche und sogar Klostergeistliche gibt es, die sich lebhaft für Berichte etwa über einen Cricket- oder Fußballmatsch interessieren.

Die genannten und noch manche andere Sportzeitungen erscheinen täglich mit acht und mehr großen Seiten und können flott leben. Aus ihnen, wie aus den Sportskalendern, sieht man, daß der Stoff nie ausgeht: alle ander Tage irgendwo ein Rennen, außerdem Bootfahrten, Automobil, Fußball, Billard, Schnelllaufen, Schwimmen, Springen — in allem Möglichen finden Wettkämpfe statt, die aufregen. Große Tageszeitungen veranstalten Samstags, wo die meisten dieser Kraftleistungen ausgetragen werden, fünf und mehr Ausgaben, welche die neuesten Erfolge berichten.

Ich verstehe, wie man gesunden Sport selber oder mit Freunden treiben mag, und ich bewundere das englische Volk, das schon in der Schule so großen Wert auf körperliche Übungen legt. „Auch im späteren Leben kultiviert der Engländer die Formen der Erholung und des Lebensgenusses, die Vergnügen und zugleich Kraft und Gesundheit bringen“*. Aber mit

* sagt ein Kenner Englands, Professor Dr. W. Franz, in der Deutschen Revue 1907, 3, 293.

der Psychologie der englischen Freude für Wettspiele bin ich nicht fertig geworden.

Als wir nach dem Boxerschauspiel heimgingen, sahen wir ein altes Weib, voll betrunken, die Kleider auf dem Boden nachschleppend, das Oberkleid offen, gräßlich fluchend. Ihr Mann torkelte mit ihr und ohne sie auf der Straße herum. Leute, die auf Haustreppen übernachten oder, wenn sie von der Polizei gestört werden, in irgend einem Straßenwinkel liegen bleiben und dort einen neuen Tag erwarten.

Ein Bankholiday

Die auffallendsten Szenen in Stadt und Land, die alle Boxerei hinter sich lassen, habe ich an einem Bankfeiertag erlebt.

Es ist nämlich zu wissen, daß, wie früher gesagt, John Bull am Sonntag fast keinen Vergnügungen nachgehen kann. Doch die löblichen Banken kommen ihm in seiner Not zu Hilfe. Außer den Sonntagen, dem Karfreitag und Weihnachten schließen sie auch am Ostermontag, Pfingstmontag, am ersten Montag im August, am Stefanstag, in Irland dazu am St. Patrikstag. Wenn aber die Banken feiern, feiert die Gesamtheit.

An diesen vier oder fünf Tagen stellen die Bahnen zu niedrigsten Preisen eine Unzahl von Zügen bereit, mit denen John Bull Ausflüge aufs Land macht. Wenn er ausgeflogen ist, tut er viele Dinge, die ihm gar nicht gleich sehen: er läßt sich's ungeheuer wohl sein, fährt Karussell oder Schaukel, tanzt mitten auf

der Straße den Cake Walk, brüllt vor Freude, trinkt mehr als ein Münchner beim Salvatoranstich, besucht bis in den späten Abend Tanzbuden und was derlei glorreiche Dinge mehr sind. Er scheint vor Freude außer sich gekommen zu sein und kaum ist der mürrische, steife, hölzerne, duckmäuserische Bull in dem fidelen Bruder zu erkennen, zu dem ihn der ‚Bank-Holiday' verzaubert hat. Hie und da hatte ich das leise Gefühl, als ob bei unserem guten John nicht mehr ganz alles in Ordnung sei ....

Ich habe den Augustfeiertag mitgemacht. Ich bin kein Freund von Massenkundgebungen, und wären es auch nur solche mit Bierglas oder Teekanne. Und so muß ich gestehen: das Vergnügen an jenem Freudentag war auf Seite der Engländer und Engländerinnen weit heftiger als auf meiner.

*

* *

Man heiratet

Verehrtes Fräulein!

O Sie neugierige Evastochter! Wissen möchten Sie auch noch, wie die englischen Mädchen heiraten? Ja? Gut, ich wage es, aber sprechen Sie mir, bitte, dann nicht von Rücksichtslosigkeit oder ähnlichem.

Oft habe ich drüben gehört, daß Ihre Genossinnen das Heiraten und Geheiratetwerden für ebenso wichtig halten wie unsere deutschen Mädchen. Mit freudeklopfendem Herzen sagt jede ja, wenn eine leibliche Partie auskommt. Was natürlich ganz am Platze ist.

Soweit werde ich nichts gesagt haben, was Sie tadeln könnten. Aber nun hören Sie, welch infame Dinge vor 70 Jahren der Schriftsteller (meinetwegen auch Dichter) Bulwer von den „guten Partien' in den höheren Ständen behauptet hat, so infam, daß ich es nur ungern niederschreibe. Doch Bulwer möge die Folgen tragen, er trete vor.

„Das allgemeine Markten mit den unverheirateten Frauen ist ein bezeichnendes Merkmal der englischen Gesellschaft, ein Markten, das uns in Europa allein zukommt und das nur bei den morgenländischen Sklavenhändlern wieder seinesgleichen findet. Wir sind eben eine handeltreibende Nation", fügt er sarkastisch hinzu und er meint, „in der guten Gesellschaft sei das Herz mit seinen Neigungen außerordentlich klug und verliebe sich ohne einen hinlänglichen Eheboden (d. h. Geldsack) selten heftig. Wo das Herz ist, da werde man in der Regel auch den Schatz finden."

Das wird Ihnen sehr boshaft scheinen, aber auch ein Kenner des englischen Volkes von heute* spricht sich ganz ähnlich aus: „Bei den Angelsachsen ist Geld fast gleichbedeutend mit Tugend. Das Streben nach Geld läßt neue Industriezweige entstehen, es bevölkert leere Länder, eröffnet neue Handelswege und bringt Gesittung und Prosperität durch die Arbeit." Bulwer lehrt uns, daß es auch — einen reichen Bräutigam oder eine reiche Braut bringen kann.

Ich stelle mir vor, wie Sie ironisch lächeln werden, wenn Sie damit deutsche Verhältnisse vergleichen. Tun Sie es immerhin. Eines hat die Engländerin jedenfalls voraus: Das Heiraten selber ist ihr

* Professor Dr. W. Franz in der Deutschen Revue 1907, 3, 299.

leichter und einfacher gemacht. Die Heiratschließung, meine ich. Denn zum Heiraten sind in England außer Bräutigam und Braut zunächst nur zwei Dinge nötig: Man muß sein Ehevorhaben anmelden und muß 15 Tage (bei standesamtlicher Trauung nur sieben Tage) in dem Bezirk gewohnt haben. Zahlt man entsprechende Gebühren, so braucht bloß eines der Brautleute den Wohnsitz nachzuweisen. In beiden Fällen wickelt sich das Hochzeitsgeschäft in etwa 18 Tagen ab, wenn Eile not tut, auch in weniger ... Und dann: Taufschein und andere Papiere sind nicht nötig, man muß nur ‚feierlich erklären', daß man nicht minderjährig sei und daß kein Hindernis für die Verehelichung vorliege. Einfacher können die Vorbedingungen kaum gemacht werden. Ja, höchstens durch Spezial-lizenz, mit der man sich ohne weiteres sofort und überall trauen lassen kann. Früher allerdings konnte man dies in Schottland auch ohne Lizenz; jetzt braucht man überall einen kurzen ‚gesetzlichen Wohnsitz' (der aber oft nicht genau eingehalten wird).

Daher gibt es in England viele verbotene Ehen von Minderjährigen. Haben sie einander lieb, so reisen sie in eine andere Stadt oder Provinz, machen die Erklärungen, lassen sich trauen und hinterher darf Papa seinen Segen dazu geben. Ein prachtvolles Land, werden Sie flüstern. Dafür wird es viel schärfer als bei uns gerochen, wenn charakterlose Männer ein Eheversprechen nicht halten. Mancher Prozeß entsteht daraus.

Wenn alles auf dem gewöhnlichen Weg geht, dann wird man in der Kirche dreimal aufgeboten wie bei uns. Ist der selige Tag der Hochzeit gekommen, zieht man feierlich in die Kirche, wieder wie bei uns.

Die Braut trägt unfehlbar orange blossom, Orangenblüten, auf dem Haar, jene Blüten, die ihr so teuer bleiben und bei deren Anblick sie im späteren Leben so viele Tränen der Rührung zu vergießen imstand ist. Während das Paar am Altar getraut wird, wartet der Standesbeamte, Registrar genannt, in der Sakristei. Sofort nachher erscheint man vor ihm, der Geistliche sagt dem Registrar alles vor, der Registrar hört die Erklärung, daß keine Hindernisse vorliegen, notiert das, läßt unterschreiben, empfängt für seine „Mühe“ 5 Mk. und zieht gemütlich ab.

So bei den Katholiken. Die Geistlichen der Hochkirche und der Dissenters haben die Vollmacht, selber zugleich den Registrar zu markieren. Die Regierung wollte dieses Recht auch den katholischen Geistlichen geben, aber die Bischöfe lehnten es ab, niemand weiß warum.

Auch bloße Zivilehe gibt es in England. Wunderbar schien mir, daß auch in Kirchen und Kapellen Zivilehen geschlossen werden. Anwesend sind dann nur die Brautleute, Zeugen und der Registrar. Das kommt bei den Sekten vor.

Auf was bei uns weniger Wert gelegt wird: der wedding cake, der Hochzeitskuchen, ist in England zu einer Vermählung unumgänglich notwendig. Er ist mit Blumen aufgeputzt, diese Blumen werden als Heiligtum bewahrt. Eine Engländerin zeigte mir einmal mit leuchtenden Augen diesen sogenannten Schmuck. Von dem Kuchen werden Stücke abgeschnitten, in Schächtelchen verpackt und mit Besuchskarten an Freunde und Bekannte verschickt. Die Geschenke, meist Gegenstände für den Hausgebrauch, kommen in England nicht wie bei uns während, sondern vor dem

Mahle und bieten Gelegenheit zu glücklichen und unglücklichen Späßen.

Wie in den Romanen, auch den rührendsten, so hört auch bei mir die Geschichte auf, wenn sie sich „gekriegt" haben. Lassen wir alle, die sich glücklich gefunden, ihren Frühlingstraum weiter träumen. Damit müssen auch Sie, verehrtes Fräulein, zufrieden sein. Vielleicht träumen auch Sie ihn bald.

Aber noch eine Frage: Hat Ihnen diese englische Hochzeiterei gefallen? Ich bin nämlich — es kommt mich dieses Geständnis nicht so leicht an, aber warum es verheimlichen: ich bin nämlich auch — neugierig, wie Sie.

*
* *

John Bull, wie er leibt und lebt

Ich will von John Bull, dem Durchschnittsengländer, sprechen. Man kennt ihn gut in Deutschland, liebt ihn aber nicht. Er verdient es nicht anders. Setzt er doch seinen Stolz darein, sich geschmacklos anzuziehen, die Frauen und Mädchen, ohnehin nicht immer die schönsten Exemplare ihrer Gattung, erscheinen in Dächlekappen und ihre glattrasierten oder backenbebarteten männlichen Begleiter benehmen sich nicht selten flegelhaft, beanspruchen saftigste Beefsteaks und billigste Preise.

Wer ihn aber in seiner Heimat kennen gelernt hat, darf, falls er ehrlich sein will, von ihm nicht sagen, daß er ein Flegel sei. Das wäre eine Lüge. Ungehobelte Leute, Flegel meinetwegen, gibt es in jedem Volke, aber sie sind nicht das Volk. Ich will nur

den Eisenbahnverkehr beiziehen. Ich habe mißliche Szenen auf Bahnhöfen mitangesehen, aber nie war ein Beamter grob. Als ich auf meiner Hinreise in einer großen Stadt am Rhein den D-Zug zweiter Klasse besteigen wollte und durchaus höflich den Schaffner fragte, schrie er mich an wie wenn er Unteroffizier, ich ein tölpelhafter Rekrut gewesen wäre. In England dürfte so etwas unmöglich sein, der Kasernenton ist in halbwegs anständigen Kreisen schon deshalb unbekannt, weil die meisten Engländer nie in ihrem Leben Soldat gewesen sind.

Wie sieht der Original-John Bull aus? In der Mitte und in Westen Londons und weit zahlreicher in den Provinzstädten? Sechs Ellen Leerheit in einen Rock gehüllt — spottet Bulwer. Mager, täglich frisch rasiert, mit einem Zylinder auf dem Kopf und langem Rock macht er in seiner Dürrheit den nichts weniger als imponierenden Eindruck eines jugendlichen, asketischen katholischen oder anglikanischen Geistlichen. Höchstens die farbige Krawatte und der Doppelkragen weisen auf einen anderen Beruf hin. Warum er, wenn einmal etwas weg muß, was von Natur wächst, nicht auch gleich neben dem gesamten Bart sich etwa ein Ohr oder beide wegschneidet, habe ich nie begriffen. Das wäre einfacher, weil sie nicht mehr nachwüchsen.

In reiferen Jahren verändert sich John zu seinem Vorteil: behäbig, mit Bäuchlein, Dächlekappe oder Zylinder, ganz rasiert oder Backenbart wie der Hofprediger Stöcker, sauberer weißer Doppelkragen, farbige Halsbinde, weiße Weste, gelbe oder schwarze Glanzlederschuhe, die Hosen unten aufgestülpt (das gilt für fashionabel), ein Lächeln im Gesicht, das Be-

friedigung über ein gutes Geschäft ausatmet, und eine immer brennende Tonpfeife im Mund.

Selten sieht man ihn mit einer Brille. Er legt nicht allzugroßes Gewicht auf vieles Studieren, er strengt seine Augen während der Jahre des Wachstums nicht so an wie wir und die glückliche Folge: keine Brille. Eingeborene mit Brillen haben entweder in ihrer Jugend nach deutscher Art „gebüffelt", um etwas zu werden, oder es sind Schwächlinge von Geburt auf. Statt mit unnützem Studieren gibt er sich lieber mit Leibesübungen ab. Samstag nachmittag, wenn die Büro geschlossen sind, eilt er auf die Lawn Tennis- und Cricketfelder und stärkt seine Gesundheit.

Diesen Übungen, der über England hinstreichenden Seeluft und dem Teetrinken schreibe ich es zu, daß er sprichwörtlich mager ist. Sicher verdankt er es nicht etwa einem besonderen Eifer fürs Fasten, denn er ist — mit Verlaub zu sagen — ein gewaltiger Esser vor dem Herrn. Schon was er morgens früh leistet nachzumachen ist einem Deutschen unmöglich. Für ihn ist das Frühstück eine Hauptmahlzeit mit Tee, Kaffee — das versteht sich, aber dann noch mit warmem Speck, kaltem Fleisch, Kotelett, Fisch, Beefsteak, Eiern — das eine oder andere, oder auch etzliche zusammen. Selbst Arbeiter müssen Fleisch zum Frühstück haben. Wie wichtig John Bull diese morgendliche Tätigkeit ist, habe ich oft, oft gesehen. In Hemdärmeln setzt er sich breit hin wie zum ernstesten und anstrengendsten Geschäft, ja selbst in einem trefflichen Hotel auf der Insel Man habe ich einmal einen solchen Frühstücker hemdärmelig inmitten seiner Lieben getroffen. Es ist wahr: Manche haben nichts Rechtes mehr zu essen bis abends, bei vielen aber ist der Lunch um 12 Uhr nach

unseren Begriffen ein kräftiges Mittagessen. Sie haben eben andere Mägen.

Daß unser John stark raucht, habe ich schon gesagt. Die Zigarren sind viel zu teuer, daher sieht man überall die kurze Ton- oder Holzpfeife. Mit ihr treibt er beinahe Gottesdienst. Wer es kann, hält sich mehrere, von 50 Pf. bis 30 Mk. stehen sie ihm zur Verfügung. Ich rate aber schwächlichen deutschen Landsleuten, jeder, sei sie billig oder kostbar, fern zu bleiben, wenn sie in Brand gesetzt ist.

*

John, der Ungesellige

Ein Schwabe oder Tiroler und John Bull — welch ein Unterschied! Bull ein urnüchterner Mensch, dem Freundschaftlichkeit gegen Fremde wie Poesie gleich fern liegt! Bull der korrekt Höfliche, aber bis ins Herz hinein Kühle! „Nie gerät er in Affekt“, gesteht Bulwer, „er lacht nicht laut, er ist Zuschauer des Lebens aus einer Staatsloſche“, sofern nicht sein Geschäft und sein Geld in Betracht kommen. Sein Geschäft versteht er wie kaum ein anderer. Darin stehen wir Süddeutsche hinter ihm um ein beträchtliches zurück.

Er redet wenig. Wie ein Stockfisch sitzt er in den öffentlichen Lokalen. Auch sonst spricht er nicht viel. Unbegründete Höflichkeitsbezeugungen sieht er leicht als Liebedienerei und Schwäche an. Seine Verkehrsformen wenden sich an den Manneścharakter. Handschlag und how are you? genügen ihm zur Begrüßung. Wir Deutsche stehen mit unseren Anschauungen von Höf-

lichkeit und Verkehrssitte unter französischem Einfluß. Die lebhaften Manieren des Franzosen und Österreichers liebt er nicht. Er ist ganz Germane geblieben*.

Schon Joseph Addison, der 1719 starb, der Begründer des Spektators, einer der ersten Zeitschriften, hat sich seine Gedanken über die ‚englische Schweigsamkeit' gemacht. Er sehe es, sagt er, als einen besonderen Segen an, daß er als Engländer geboren sei, unter anderen Gründen deshalb, weil die Sprache wundervoll für einen Menschen paßt, der mit seinen Worten spart und ein Feind der Geschwätzigkeit ist. Die Engländer haben am Schweigen mehr Freude als jede andere europäische Nation. Unsere Unterredung wird keine Unterhaltung, sondern zerfällt in mehr Pausen und Zwischenräume als in unseren Nachbarländern. Auch unsere Schriften sind enger zusammengezogen, denn wenn wir unsere Gedanken äußern müssen, so tun wir es, dank unserer natürlichen Schweigsamkeit, in der kürzesten Weise als wir können und gebären unsere Begriffe so rasch als möglich.

Ich bezweifle, ob Addison angesichts der Londoner Presse heute noch so spräche. Den Leitartikeln der englischen Blätter kann man mit dem besten Willen nicht gedrängte Kürze nachrühmen, sie sind voll Wortschwall, oft ohne tieferen Gehalt. Viel Worte um ein Nichts.

Ein Mensch, der nicht gern redet, wird ungesellig sein. Der Engländer ist es. Schopenhauer behauptet zwar: „Er ist ungesellig besagt beinahe schon: er ist ein Mann von großen Eigenschaften" — mag

* Prof. W. Franz a. a. O. 288.

sein, aber es bleibt dabei: Unser John ist ungesellig. Ich will nicht davon reden, wie er reist: Nur Engländer, die Deutschland kennen und lieben, haben das Bedürfnis empfunden, ein Gespräch mit mir anzufangen oder fortzusetzen. Man denke sich wieder Tirol oder Italien oder Spanien! Nein, ich meine die Ungeselligkeit seines ganzen Lebens. Bulwer sagt, jedermann in England, die höchsten Stände ausgenommen, lebe einsam. „Das eigene Haus ist unser Element, und wir betrachten es als eine wundergroße Tugend, an jedem anderen Ort unglücklich und unangenehm zu sein. Auf diese Art kommen wir zu der Gewohnheit, unserem eigenen Kreis einen ungebührlichen Wert beizulegen und die ganze Sphäre jenseits desselben mit einer Gleichgültigkeit zu betrachten, die den Einsiedler oder das Mitglied einer beschränkten Koterie sprichwörtlich kennzeichnet." Bulwer glaubt auch, daß nicht das Bewußtsein der Freiheit, die Lust, Alleinherr im Haus zu sein, diese Neigung zur Ungeselligkeit hervorgerufen habe, zur Ungeselligkeit, die man mit dem milderen Namen ‚Häuslichkeit' verblümele, sondern ganz besonders das Handelswesen. Offenbar liege es im Wesen des Handels, das Gemüt von dem Streben nach Vergnügungen abzuziehen. Ermüdet von dem mannigfachen Verkehr des Tages beschränke der Kaufmann seinen Wunsch nach Abspannung auf das eigene Haus und bedürfe für die Nacht eher Ruhe als Zeitvertreib. — Das scheint eine angängige Erklärung des englischen Einzelhauses zu sein, scheint es aber auch nur, denn Millionen sind nicht Kaufleute, warum sind auch diese ‚ungesellig'? Warum nicht ebenso die Kaufleute in anderen Ländern?

*

Recht oder unrecht — mein Land ist's

Der Schotte Angus Mac Neill hat vor einigen Jahren ein Buch geschrieben, das den boshaften Satz enthält, die organische Schöpfung fange mit dem Protoplasma (dem Urtierchen) an und gipfle im — Engländer.

Wahr ist: John überschätzt sich und sein Land und die Kultur seines Landes. Er leidet an ‚nationaler Borniertheit‘, an ‚insularer Eselhaftigkeit‘, wie sich aufrichtige Engländer ausdrücken.

Er ist stolz auf seine meerumspülte Insel. Die Wurzel unserer ganzen Denkart, versichert ein Schriftsteller, wie unserer sämtlichen Gesetze liegt im Gefühl des Besitzes. Meine Frau sollst du nicht beleidigen, mein Haus sollst du nicht betreten, mein Land sollst du nicht verschreien. Also etwa der Standpunkt irgend eines alttestamentlichen Volkes im Orient, von denen ja jedes seine eigenen ‚Götter‘ hatte.

Und weshalb der Stolz auf das Land? Nach demselben Schriftsteller aus dem vortrefflichen Grund: ihn selbst hat es hervorgebracht. In seinem Herzen hält sich der Engländer für den Zapfen des ganzen Weltrades, für den Mittelpunkt des Sonnensystems. Er ist der Vollmensch, die anderen halbe Barbaren, da ihnen englische Sitte fremd geblieben. So denkt selbst ein Adam Smith und andere gescheite Engländer*.

Wenn aber alles in Herrlichkeit und Unübertreff-

* A. Schweizer gibt in seinem Buch „Individualismus von Smith“ wiederholt Beispiele.

lichkeit strahlt, muß notwendig auch die älteste Einrichtung in seinem Staat und seiner Familie beibehalten werden. Daher die vielen alten und veralteten Dinge, diese halb humoristische halb ernste Mischung von Mittelalterlichem und Neuzeitlichem, daher der konservative Zug in Lebensweise, Gesetzen und Sprache, auf den ich noch zu reden kommen werde.

Woher diese Überschätzung? Welches mögen die Ursachen sein? Ist es Mangel an Bildung? Unkenntnis fremder Völker und fremder Vorzüge? In den Schulen wird meist nur Geographie und Geschichte von England getrieben, zu viel weiterem reicht die Zeit nicht. Aber Tausende von Engländern lernen doch die fremde Welt durch eigene Anschauung. Chauvinismus ist eine Krankheit des Verstandes: man kennt andere Völker nicht oder man kehrt von ihnen mit der törichten Ansicht zurück, sie seien zu verachten, oder gar zu hassen, weil bei ihnen nicht gerade alles so ist wie im teuren Vaterland.

Oder ist es Stolz auf koloniale Erfolge? Der besteht gewiß nicht zu unrecht. Oder ist diese Ausschließlichkeit eine Nachwirkung der religiösen Kämpfe früherer Jahrhunderte, wo Staat und Staatskirche in Fehde lagen mit den Nachbarvölkern und mit den Dissenters und den Katholiken im eigenen Reiche? Möglich, daß diese Ablehnung fremden oder für fremd gehaltenen Wesens noch nachwirkt.

Oder ist es einfach Charakterhaftigkeit, die an den eigenen völkischen Sitten und Anschauungen festhält, mögen andere sagen was sie wollen? Ist es das Gegenstück jener an uns Deutschen so oft und mit Recht getadelten Bewunderung und Nachäffung alles Fremden?

Ich will nicht Richter sein. Aber auf alle Fälle fängt dieses Kleben am Alten an, für John Bull gefährlich zu werden. Während er nicht lernen will, lernen andere — Sprachen und Technik, und diese werden ihn besiegen. Haben sie auch noch seine Ruhe und das vernünftige Gewährenlassen gelernt, das Säbelrasseln der Heimat abgewöhnt — dann wehe dir, John! Du wirst nicht mehr, wie du dir einbildest, das ‚erste Volk der Welt' sein. Es gibt kein solches und auch du bist es nicht.

*

Wahre Größe

Aber in einem Stück anerkenne ich frei und ohne Zaudern seine Größe.

Man verhöhnt die Engländer als ein Volk von Shopkeepers, von Krämern. All right. Sie waren das, sie sind auch heute noch ein Industrie- und Handelsvolk, oft mit kleinlichen Charakterzügen. Die Geschichte ihres Handels hat eine dunkle, nicht ehrenhafte Vergangenheit. Ein Gewissen schlug offenbar in der Brust der Politiker des 16. und 17. Jahrhunderts nicht. Sie vernichteten rücksichtslos Spanien, Holland, Österreich. Alleinherrscher im Gelderwerb sein, das und nur das galt.

Man bewundert die britischen Entdecker und Weltumsegler des 16. und 17. Jahrhunderts? Es waren meist Seeräuber.

Man rühmt den christlichen Geist, der mit der Reformation in England eingezogen sein soll? Und niemand, von Rußland, Spanien und dem Islam ab-

gesehen, hat fanatischer Andersgläubige verfolgt und gemartert. Niemand hat gieriger mit unglücklichen Geschöpfen, wie es Sklaven sind, gehandelt als England. Die Königin Elisabeth, eine mir tief unsympathische Person, war Virtuosin im Sklavenhandel und im Geldmachen. Im Utrechter Frieden 1713 eroberte England das Recht, jährlich 4800 Sklaven in die spanischen Kolonien einführen zu dürfen. Aus Gewinnsucht überzog es 1840 bis 1842 China mit Krieg, weil dieses sich nicht weiter mit indischem Opium vergiften lassen wollte. China unterlag, die Opiumhändler siegten.

*

In der Geschichte gab es Zeiten, in denen man gleich dem Portugiesen Duarte d'Almeida zum Himmel um Rache schrie für die Schandtaten Englands:

'Koloß, du kommst zu Fall! Heut, morgen, irgendwann;
nicht lange mehr, so liegst du hingestürzt ins Leere;
die Lande seufzen dumpf ob deiner Wucht, Tyrann!
Pirat! Um deinen Raub verfluchen dich die Meere.

Allwärts, wo eine Brust noch atmet kühn und frei
und liebt Gerechtigkeit und huldigt Idealen,
allwärts entgegen dir erhebt man Racheschrei,
brandmarkend deine Stirn mit lästerlichen Malen.

Ha! Wenn du einst zergehst wie eitel Duft und Schaum,
du beutegier'ges Volk, gesargt in Grabesbrodem,
dann fühlt das Menschentum, erwacht aus bösem Traum,
sein Herz befreit und schöpft erleichtert Lebensodem.'

*

Ohne Zweifel, das waren schändliche Dinge. Und doch! Völker und Zeiten ändern sich. Gerade dieses 'Volk von Krämern' ist — vieles Unrecht füh-

nend — mit aller Macht für den hohen Gedanken der Abschaffung des Sklavenhandels und später für die Freilassung der Sklaven eingetreten. Bei dem katholischen Frankreich, Portugal, Brasilien und den protestantischen Vereinigten Staaten hat es dabei keine Unterstützung gefunden.

Und wie erhaben steht das englische Volk heute da in seiner Großmut, seiner Duldsamkeit, seiner Anständigkeit gegen andere Glaubensüberzeugungen! Wie gentlemanmäßig selbst der gewöhnliche Arbeiter! Bei uns hört und liest man alle Augenblicke Ausbrüche der Unduldsamkeit, Beschimpfungen und Herabsetzungen religiöser Anschauungen, in England fast niemals.

Vorbildlich für die ganze Art des Engländers ist, was ich in Birmingham erlebte. Zwei Männer setzten sich über eine Streitfrage auseinander. Der eine sprach eindringlich auf den anderen ein, dieser erwiderte. Aber schließlich beendete er die Meinungsverschiedenheit mit dem kühlen Satz: ‚I don't think so, ich denke nicht so'. Damit gab sich Nr. 1 in höflicher Weise zufrieden.

Oder man besuche, um diese Eigenschaft näher kennen zu lernen, an den Sonntagnachmittagen den Hydepark. Man wird dort öffentliche Vorträge und Predigten aller Kirchen und Glaubensbekenntnisse hören, welche die Menschen ‚herumkriegen' oder wenigstens ihnen Vorurteile nehmen wollen. Als ich einmal dort war, hat mich nicht der Tamtam der Heilsarmee mit ihrer schauderhaften Musik interessiert — sie hatte übrigens ein halb Dutzend würdiger Nebenbuhlerinnen —, sondern eine Debatte über die Unsterblichkeit der Seele. Ein junger Mann verteidigt diese

Wahrheit. Um ihn her stehen 20 Männer. Er endigt und die Erörterung beginnt. Ein alter Mann mit weißem Haar fährt scharf gegen den jungen los, ein ‚Unmöglich‘ ums andere fliegt dem an den Kopf, einige unterstützen ihn, einige widersprechen entschieden. Und der junge Mann? Mit kühler Ruhe steht er da und antwortet. Der Alte macht aber weiter. Der Junge hält das für selbstverständlich, er entgegnet einfach und natürlich. Wozu sich aufregen? Ein John Bull ohne Furcht und Tadel.

* * *

Ein Besuch in Windsor und Eton

An einem Herbstnachmittag bin ich dem unleidlichen London entflohen. In einer starken halben Stunde nähert sich der Zug Windsor. Von einem Flüßchen her, das sich kühn Themse nennt, weht erfrischende Luft, man sieht in einen tiefen Park mit alten Bäumen und traulichen Spaziergängen und über und hinter ihm ragt eine stolze Burg, das königliche Schloß.

Ein Feenschloß, würde man auf den ersten Blick urteilen, so schroff hebt sich das Grauweiß der Steine von dem tiefen Dunkelgrün des Parkes ab. Aber bei längerem Zusehen entdeckt man die Einzelheiten: gewaltige Türme, Schießscharten, sonderbare Mauerabschlüsse, aus denen eigentlich dicke Kanonenrohre drohen sollten — so würde man denken. Solche Abschlüsse von Mauern und Dächern gehören nun einmal zum Monumentalstil der englischen Baukunst. Auf alle Fälle gleicht Windsor keinem Feenschloß, trotz

seiner bleichen Geisterfarbe, mehr einer Festung. Nichts Leichtes, nichts Anmutiges. Kein Versailles und kein Potsdam. Eher ein alter, strenger, ernster florentinischer Palast.

Im Hofe der gleiche Eindruck des Massiven, wenig Zierlichen. Der „runde Turm", ein bauliches Gewaltstück, erinnert nur zu sehr an die englischen Schuldtürme, die bis vor einem halben Jahrhundert aller Menschlichkeit Hohn sprachen. Auch dieser protzige Turm war zeitweise Staatsgefängnis. Das Auge sucht nach Zarterem, und es findet wunderbar schöne Blumenanlagen, gotische Fenster in der königlichen Kapelle, malerisch mit Efeu belaubte Wände.

Das Kostbarste, was Windsor birgt, die Gemälde eines Rubens, Van Dyck, Holbein, Rembrandt, Andrea del Sarto und der vielen, vielen anderen bleibt unsichtbar, wenn Eduard und Alexandra im Schlosse wohnen; die Staatszimmer, die diese Farbenwunder beherbergen, sind dann für jeden Fremden unzugänglich.

Um die Königsresidenz krächzen häßliche Raben. Der dicke Turm bildet ihr Hauptquartier. Zeitweilig hört man nichts mehr als sie, denn sie sind unermüdlich und haben gute Stimmen. Ich fliehe in die St. Georgskapelle, ein Werk des ausgehenden Mittelalters, eine jener hochkünstlerischen Leistungen der Spätgotik, wie sie England in seinen Kathedralen und Hallen so zahlreich aufzuweisen hat. Mit Pomp wird der ‚Abendsang', der Abendgottesdienst gefeiert. Es ist ein gewöhnlicher Werktag, aber trotzdem kommen Dutzende von Altardienern in kirchlichen Gewändern, Chorröcken und Sutanen, mit Leuchtern und brennenden Kerzen aus der Sakristei, nach ihnen die Sänger und die Geistlichkeit. In Prozession ziehen sie zum

Chore und beginnen ihre Gesänge. Solch einen Aufzug sieht man in deutschen Kathedralen nur an Hochfesten oder in großen Kirchen Italiens und Spaniens, wo man viel übrige Zeit hat. In Windsor aber scheint die Hofgeistlichkeit täglich dazu verpflichtet zu sein.

Eine Terrasse gewährt einen Überblick über Windsor und Eton und die ziemlich reizlose Umgebung. Auf den weiten Gartengründen, den stillen Teichen der Parke vergnügt sich eine fröhliche Sonne. Sie spielt mit den nebeligen Flören, die der Herbst um Strauch und Baum hängt. Darüber hinaus blickt man in blauduftige Fernen und noch weiter nach Osten liegt das rauchige schwarze Ungeheuer London — unsichtbar von hier aus.

Ganz nahe der Long Walk, die ‚Lange Allee' mit ihren Riesenbäumen und ihren in der Ferne zerfließenden Wegen. Ein schnellfüßiges Pferd und einen leichten Wagen sein zu nennen, mit einer lieben Seele durch diese endlos scheinenden Parke zu fahren in trauten Gesprächen, Morgenluft und Morgensonne zu atmen, seines Lebens froh zu werden — welch ein Göttergeschenk müßte das sein!

*

Abends gehe ich hinüber nach Eton. Der kleine Ort, nur durch die Themse von Windsor geschieden, ist ganz beherrscht von der Gentlemen-Züchtungsanstalt, die Eton College heißt. Eines der reichsten und teuersten Pensionate Englands. Auch eines der ältesten, das mit berühmt gewordenen Schülern, Fox, Gladstone, Shelley, Pusey, Heldenverehrung treiben kann und sie auch stark treibt. Die Gebäude der Anstalt

sind ein Oxforder ‚Kolleg‘ in Wiederholung: ein Quadratbau mit weitem, bedenkmaltem Hof, großer gotischer, allem nach stilistisch wertvoller Kirche, andere Höfe mit Rasenplätzen, Spielgründen. Alles trägt eine zierliche, einschmeichelnde Note. Friedliche Stimmung herrscht hier wie in stillen Klosterhöfen.

In einem Schulzimmer zu ebener Erde sitzen junge Zöglinge und lernen; ein Professor geht auf und ab. Die Türe steht offen, alle lachen freundschaftlich zum Besucher heraus. Sinn des Ganzen: Wenn's doch nur auf dem Turm bald schlagen würde! Einige Minuten, und die Glocke tut ihnen den Gefallen: es ist 6 Uhr abends. Seelenvergnügt stürmt man ins Freie. Da verwandeln sich die zwölfjährigen Knaben mit einem Schlag in Gentlemen: ihre jugendlichen Köpfe decken ehrwürdige schwarze Zylinderhüte. Ich bin höchlichst heiter über sotanen Hut. Wie in Italien, wenn Knirpse von zehn Jahren eine lange Pfarrerssutane tragen. Aber es läßt sich nichts ändern: oben fängt bei jedem Etonboy das leibliche Dasein mit dem Zylinder an. Unter dem Kinn ein sauberer, weißer, breiter Kragen, hie und da an die Krägen unserer Säuglinge erinnernd, dann bei den jungen Schülern ein schwarzes Kittelchen, bei den größeren ein ‚Schwalbenschwanz‘ von gleicher Farbe. Wenn der Ästhetiker Vischer, der Zylinder und Frack für die häßlichsten und unsinnigsten Kleidungsstücke erklärt, recht hat, so kommen die großen Etonzöglinge schlecht weg, da sie gleich beide zusammen tragen. Im ganzen sind sie sauber gekleidete — deutsche Kaminkehrerjungen.

Ganz und gar unwesentlich sind für einen englischen Gymnasiasten Brille und Zwicker. Nur selten sieht man einen Unglücklichen, der ein solches Instru-

ment an sich herumträgt, und der scheint sich zu schämen. Auch auf rote, gelbe oder grüne Kappen kann sich der Etonboy nichts einbilden. Von wegen des Zylinders.

Bei beginnendem Dunkel gehen die Lehrer nach Hause, miteinander plaudernd. Ein eigentümliches Bild, diese höheren englischen Lehrer mit ihren vorn offenen kurzen Rechtsanwaltstalaren, ihren viereckigen schwarzen Biretten, deren Trobbel bei jeder Bewegung des Kopfes baumelt, wohl auch ins Gesicht fällt. Ein Bild, dem Ernst und Würde nicht abgeht. Nur wenn gerade einer der Herren die Flügel seines Talars zurückschlägt und die Hand oder beide in die hochpreislichen — Hosentaschen steckt, ach ja . . .

In der Dämmerung geht alles spazieren. Das Schwarz der Kleider und Hüte, das Weiß der Kragen und das Gelbliche der Gesichter geben eine nicht eben freudige Farbenstimmung. Nichts Südländisches. Alles wie der Himmel Englands. — —

Am folgenden Vormittag lasse ich mir die Räume des Kollegs zeigen. Mein Gesamteindruck ist der, daß alles eleganter, vornehmer aussieht als in den deutschen Anstalten, die ich kenne. Auch die Stundenpläne erhalte ich. Ich sehe aus ihnen, daß es hier recht verschiedene Studienmöglichkeiten gibt: gewöhnliche Studien und spezielle (Mathematik, Neue Sprachen, Geschichte u. a.), letztere bereiten schon vor der Universität auf Fachberufe vor. Die deutsche Sprache ist in sehr anerkennenswerter Weise berücksichtigt. Gesamtzahl der Wochenstunden 22 bis 25, woraus hervorgeht, daß die Etonianer so wenig wie andere englische Mittelschüler sich überanstrengen. Brauchen es auch nicht, denn Unwissenheit gilt in England für keine so große Schande als bei uns. Auch droht den Zöglingen am

Schluß der Jahre keine Reifeprüfung, weil es in England keine gibt, keine Einjährigenprüfung, denn der Engländer kennt keine Militärpflicht, und — nicht zum geringsten — die jungen Leute benötigen viel zu viele Zeit für Sport, als daß fürs Studieren etwas Ordentliches übrig bliebe.

Sport, gewiß! Windsor und Eton wimmeln von Sportgedanken, Sportnachrichten, Sportausstellungen, Sportschuhen, Sporthandwerkszeug. Jedes Jahr finden Ruderwettkämpfe zwischen Eton und Cambridge statt. Ist die Schlacht geschlagen, läßt man sich im Sportkostüm photographieren und schreibt darunter Namen und Ergebnis: ‚Eton schlug das Christuskirchekolleg von Cambridge‘, oder so.

Fast alle Studentenbilder, die ich in England gesehen habe, geben Sportszenen und Sportvereine wieder. In Eton habe ich auch Photos von einem Debattierklub und Literarischen Klub entdeckt, im übrigen nur Sportbilder. Deutsche Studenten haben, wie bekannt, andere Ideale, die sie auch vor dem Photographen nicht verleugnen: Bierfaß, Trinkhorn, Gläser mit schäumendem Stoff. Oder Duellszenen: Schläger, verbundene Köpfe usw. Ich halte die Ideale der englischen Studenten für vernünftiger.

Viel müssen auch drüben die Herren Professoren leiden, allen voran der ‚Head‘, der Rektor. Ich sah ihn auf Spottbildern ausgestellt als dicken Mann mit einer großen Rute in der Hand, vor der die Jungen heillose Angst haben oder heucheln. So ein Knecht Rupprecht etwa.

Beim Mittagessen lese ich im Windsor and Eton Expreß einen heiteren Beitrag zum Studentenleben. Es war in Eton die Sitte aufgekommen, daß an freien

Nachmittagen Zöglinge auf die Bahn saßen und nach dem nicht fernen London dampften. Natürlich eine Missetat. Da begegnet in einer unheilvollen Stunde ein Minister auf einer Londoner Straße seinem Sprößling, der am Studiertisch sitzen sollte, jetzt aber gerade glückstrahlend aus dem Gaietytheater kommt. Ein Donnerwetter, schleuniger Bericht an den Head in Eton, dort ein allgemeines Donnern und Blitzen und Verschärfung der Polizei. Ein Pförtner muß alle Züge überwachen. Doch was hilft's? Die Millionärsbuben kaufen sich — Automobile, bestellen sie in eine Seitenstraße, werfen sich eine Larve über und — in einer halben Stunde sind sie wieder in London. Armer Head!

Mit Wehmut schaute Thomas Gray, ein Dichter um 1750, auf seine Etoner Zeit zurück, wo er eine sorglose Kindheit verlebte, wo die Mutter Themse so manche heitere Wetten sah, wo die einen ernst arbeiteten, die anderen, kühne Abenteurer, in ihrer Phantasie unbekannte Gegenden entdeckten und ferne von des Lebens Elend fröhliche Tage kosteten. „Warum", ruft er aus, „sollte diese Jugend ihr Schicksal kennen, da Sorge nie zu spät kommt und Glück nur zu schnell entflieht? Gedanken würden ihr Paradies zerstören ..." Nein, „wo Unwissenheit ein Segen ist, ist es Torheit, weise zu sein". Die Engländer führen diesen Satz, der es zum ‚geflügelten Wort' brachte, gern an.

Ich hatte die Absicht, ins Theater zu gehen, aber die Anschläge an den Mauern erschreckten mich, sie sprachen in grellen Farbtönen von Mord, Einbruch, Sturz eines Hauses und anderen Moritaten — die Anschläge des ‚Königlichen Theaters' in Windsor! Ich blieb weg. —

Auf den abendlichen Gassen Windsors träume ich, unter den mählich dunkelnden Baumgängen, träume, an die Brücke gelehnt. Still ziehen die Wasser unter ihr dahin, ein Hauch des Friedens liegt auf den leisen Wellen. Mit weichem Ruderschlag gleitet noch langsam ein Kahn zu Berg, selig verschwiegene junge Menschen in ihm. Und weiße Schwäne folgen ihnen — Boten fern schimmernden Glücks . . .

Im Westminsterpalast

* * *

Keine Volksvertretung der ganzen Welt wohnt in einem so glänzenden Haus wie die englische. Gleich einem gotischen Dom steht es an der Themse, sein Dach mit den vielen Spitzentürmchen und Figuren erinnert an das Dach des Doms in Mailand. Der Stil ist der gleiche. Nur die drei mächtigen Türme am englischen Parlamentshaus deuten auf eigenes Wollen und Können.

Beim Eintritt erhalte ich ein zierliches Elfenbeintäfelchen mit der Aufschrift ‚Lord (ich weiß nicht mehr wie) läßt Sie zum Besuch der Parlamentshäuser zu' — eine bloße Formalität, denn fünf Schritte nachher muß ich es wieder hergeben.

Dem äußeren entspricht der innere Glanz des Baues. Alles voll von Kunstwerken, von schönen Bildern über religiöse und ritterliche Vorkommnisse. Ich habe ein halbes Dutzend Parlamentshäuser in Europa gesehen, einen prächtigeren Saal als das ‚Haus der Lords' niemals. Wären die protzig-breiten, mit rotem Leder überzogenen Bänke nicht da (die mehr

zum Hinliegen als Hinsitzen berechnet scheinen), würde der prunkende Thron und der ‚Wollsack‘, der Sitz des Lordkanzlers (des Präsidenten) fehlen, könnte man sich in eine Kapelle oder mindestens in einen festlichen Schloßsaal versetzt fühlen. Die dunkle Tönung des Ganzen, die braunen Balken der Kasettendecke und die Schnitzereien der Wände wecken bei trübem Wetter freilich unfreudige Stimmungen, aber auch dann bleiben noch die Glasgemälde, die Wandbilder, die Luster, die dem Ganzen einen hochfeierlichen Eindruck geben.

Das ‚Haus der Gemeinen‘ ist einfacher, im übrigen dem ersten ähnlich. Beide Säle haben nicht die übliche Zirkusform, sondern bilden längliche Vierecke. Die Mitglieder sitzen auf beiden Seiten, etwa wie in großen katholischen Kirchen die Geistlichen auf beiden Seiten des Chors. Man schaut einander ins Gesicht.

Pulte oder Tischchen haben die Abgeordneten nicht vor sich, mögen sie zusehen, wie sie schreiben oder wohin sie ihre Akten legen. Wie ‚praktisch‘ der Saal eingerichtet ist, erkennt man auch daraus, daß etwa 200 von den 670 Mitgliedern auf den schwarzen Polsterbänken unten keinen Platz finden können; die, welche in der Regel nicht sprechen, haben auf die Galerien zu gehen. Ganz traurig ist für die übrigen Besucher gesorgt, ihre Galerien sind jämmerlich, trotzdem aber bekommt man nicht so leicht Plätze, auch bei den geistesdürrsten Verhandlungen nicht.

Da die Säle sehr hoch sind und die Heizkunst keine starke Seite John Bulls ist, darf jeder Abgeordnete ruhigen Gemüts auch im Saal, und selbst wenn ein ‚großes Tier‘ spricht, den ehrwürdigen Zylinder auf seinem Haupte lassen. Ein Zylinder aber muß es sein. Wie der in allen Lebenslagen zu behandeln

ist, mag dem Neuling manche Schwierigkeit machen. Hier einige Regeln: Tritt der Abgeordnete ins hohe Haus ein: Zylinder in der Hand! Sitzt er: auf den Kopf oder ablegen! Wird er, das ehrenwerte Mitglied des Parlaments nämlich, von einem Redner erwähnt: leichtes artiges Lüften! Beglückt er selber die Zeitgenossen mit einer Rede: Hut ab! Er mag ihn hinter sich auf den Sitz legen. Endet er seine Ausführungen und setzt er sich im Eifer, so sollen hie und da Dinge vorkommen, die ob ihrer Gräßlichkeit lebhaftes Mitleid mit dem armen Zylinder einflößen.

Zopfige Geschichten! Das englische Parlament wimmelt von solchen. Die beiden Präsidenten tragen heute noch eine bis zu den Schultern fallende Perücke — wie ägyptische Götterbilder —, sie erscheinen in Talar, schwarzen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen. Als Sitz für den Präsidenten des Oberhauses hat einst Elisabeth den „Wollsack", eine bessere Matratze mit Rückenlehne, eingeführt, und heute nach 350 Jahren sitzt der gute Herr noch auf einem Wollsack. Für diese und seine sonstige Tätigkeit erhält er freilich die hübsche Summe von 80 000 Mk. (dazu als Minister 120 000 Mk.; größere Gehälter beziehen der Erzbischof von Canterbury, natürlich auch Mitglied der Peerskammer: 200 000 und der Lord-Leutnant von Irland: 400 000 Mk.)

Kein Abgeordneter darf den andern beim Namen nennen, auch der Speaker, der Präsident nicht, es wäre denn nur, er würde einen Ordnungsruf erteilen. Sonst sagt er: der Herr Abgeordnete von Anglesey hat das Wort, beileibe nicht: der Herr Abgeordnete Griffith. Bei der Abstimmung heißt es nicht no und yes, sondern no und aye; aye ist älter, also besser.

Ich hatte leider keine Gelegenheit, einer Sitzung anzuwohnen. Ein englischer Bekannter gestand mir aber, etwas Faderes und Langweiligeres habe er nie erlebt, als Sitzungen des Unterhauses, nur die Irländer als Kelten mit anderem Naturell bringen Leben hinein. Ich sagte ihm, solche geistesöde Sitzungen hätte ich auch auf dem Festland zu Dutzenden erlebt. Er erinnerte mich aber an Karl Marx, der gesagt habe, in England gebe es im Parlament Menschen mit eigener Geistesverfassung, man könne ihren Zustand parlamentarischen Kretinismus nennen. Da ich keine psychiatrischen Studien an diesen Unglücklichen gemacht habe, muß ich die volle Verantwortung dem groben Marx und meinem offenherzigen Englishman zuschieben.

*

Die Größe des Parlaments

Aber trotz der zahlreichen ‚Altertümer und Seltenheiten', die in diesen prunkenden Räumen aufbewahrt und gepflegt werden, empfindet man hier (um mich der Worte des Kulturgeschichtlers Georg Grupp zu bedienen*) „etwas von der Größe, dem Stolze, dem Rittersinn des englischen Volkes, der Blick dringt hinaus über die engen Grenzen, über die Meere nach Amerika, Asien, Afrika und Australien, wo einst England gebot und noch in den wichtigsten Ländern gebietet. Die Angelegenheiten eines großen Teils der Welt werden hier beraten und entschieden; was einst für Rom das Kapitol war, das sind für England

* A. u. N. Welt 1901, S. 405.

diese Hallen, sie sind gleichsam der Thronsaal des großen Volkes, dessen Macht keine Grenze zu finden weiß. Noch liegt etwas von dem hohen Geist des Mittelalters in diesen Räumen, etwas von noch ungebrochener Kraft, erhabener Gesinnung, großartiger Weltanschauung, riesigem Ausblicke und Fernblicke".

Verfassung und Wahlrecht

*

Wenn ich englische Geschichte studierte, hat auf mich stets die Tatsache einen großen Eindruck gemacht, daß das englische Volk mit so männlicher Energie sich seine *politischen Rechte* und seine *Verfassung erkämpft* hat. Die englische Verfassung ist die älteste Europas, sie ist Vorbild für die übrigen Länder geworden. Schon um 1250 gab es eine Art Landtag und schon 1215 hatte die Magna charta libertatum dem Könige das Recht genommen, Steuern vorzuschreiben und hatte es teilweis dem Volk übertragen — auch heute noch das wichtigste Recht jeder Volksvertretung.

Dagegen kann man nicht sagen, daß diese Verfassung in hochherziger Weise zugunsten des *niederen* Volkes weitergebildet worden wäre. Das englische Parlament ist nicht die Vertretung des *gesamten* Volkes, wie etwa der deutsche Reichstag. Und das nicht, weil ein *großer Teil des Volkes vom Wahlrecht ausgeschlossen* ist. Auf dem Papier hat jeder Engländer mit 21 Jahren das Recht, abzustimmen, in Wirklichkeit aber nicht. Er muß Grundbesitz

haben, dann darf er in jedem Wahlkreis wählen, wo er solchen besitzt. Es gibt Männer, die in 30 und mehr Londoner Bezirken Eigentum haben, sie können in 30 und mehr Bezirken wählen. Oder man muß wenigstens Pacht oder Miete von 200 Mk. bezahlen und 12 Monate in demselben Haus gewohnt haben. Es ist leicht einzusehen, daß mit diesen Bestimmungen ein großer Teil der Arbeiterklasse ausgeschlossen ist zugunsten der Reicheren. Daher auch zum Teil die geringe Zahl von Sozialdemokraten.

Die englische Freiheit

Mit der „Freiheit“ in England ist es auch sonst eine bedenkliche Sache. Man darf ja den König oder einen Minister ein Kamel nennen, ohne ins Gefängnis gesteckt oder zum Duell gefordert zu werden, denn Majestätsbeleidigungen und Duelliererei kennt man in England nicht.

Man ist drüben auch insofern frei, als es keiner Anmeldung beim Polizeiamt bedarf, wenn man irgendwo wohnen will. Auch in den Gasthäusern kennt man die einfältige Ausfragerei des Fremdenbuchs nicht.

England bietet auch weitgehendes Asylrecht. Flüchtlinge werden ohne allzustrengen, Reisende erster und zweiter Klasse überhaupt ohne Ausweis aufgenommen. Ein Bürger festländischer Polizeistaaten kann diesen Edelmut kaum verstehen.

Den Konfessionen wird volle Freiheit gewährt. Ich halte das für das Kennzeichen eines großdenkenden Volkes.

Sonst habe ich in England viele Unfreiheit bemerkt. Von der Sonntagsſklaverei habe ich schon gesprochen, von der Wahl‚freiheit' ebenso. Nur reiche Leute können einen Prozeß führen, das Gerichtsverfahren ist überaus kostspielig, und im Unterhaus, hat ein Boshafter gemeint, sitzen 120 Juristen, die darüber wachen, daß kein klares, gemeinverständliches Strafgesetz und kein vereinfachtes Verfahren eingeführt werde. Es gibt kein festgelegtes Strafgesetzbuch, vieles ist der Willkür der Beamten überlassen. Daß im ‚freiheitlichen' England noch keine Arbeiterschutz- und Fürsorgegesetze ernster Art geschaffen sind, möge auch erwähnt sein. Alle die großartigen Kranken-, Invaliditäts-, Unfallversicherungen von Staats wegen kennt man drüben nicht, oder nur Anfänge.

Wenig freiheitlich mutet die lächerliche Vergötterung des Adels an. Lord und Übermensch ist für viele ein und dasselbe. Nichts arbeiten zu müssen wie der reiche Adel gilt als höchstes Lebensziel. Vor dem Geldadel wird wie vor Gottheiten Weihrauch gestreut. Allerdings führen im Adel nur die Erstgeborenen den Adelstitel, die übrigen Kinder sind bürgerlich — ein eminent demokratischer Gedanke. Wenn's nur nicht beim Gedanken bliebe: in Wirklichkeit führen die ältesten Söhne von Herzogen und Markisen ‚by courtesy', wie es nett heißt, ‚aus Höflichkeit' ihres Vaters zweiten Titel. Und so gibt es im englischen Adel nach längere Titellitaneien als im deutschen.

Englische Adelsmatrikel sind nachgerade sprichwörtlich; man weiß, daß die stolzen Percys nicht weniger als dreimal ausgestorben sind, und doch gibt es heute noch einen Percy, Herzog von Northumberland.

Georg II. hatte nämlich Hugh Smithson, einen Apothekerssohn, dazu kreiert*. Eine Menge neuer Adeliger zu schaffen ist auch heute noch englische Sitte. Erst im Herbst 1907 entspann sich eine hitzige Fehde, weil der Peertitel, wie die Saturday Review behauptete, an ‚Parteieinpeitscher, Skandaljournalisten und Geldwechsler‘ verkauft worden sei. Das wäre freilich eines freien, großen Volkes unwürdig.

Ein Gang durch Whitehall

Und doch! Ich stehe auf dem Platze vor dem Parlamentsgebäude. Die Westminsterabteikirche, die Westminsterhall blicken mich an und von der breiten Whitehallstraße winken die Riesenbauten der Ministerien und hinter ihnen die Nelsonsäule vom Trafalgarsquare.

Da verschwindet John Bull der Kleinliche, Zopfige, Mittelalterliche wie in Zaubernebel, und John Bull der Große, der Herrscher Indiens, Australiens, der einzigartige Koloniengründer geht mit stolzem Schritt vor mir her . . .

> „Ein Gang von Westminster zu Whitehall, Pallmall und dem Buckinghampalast (der Wohnung des Königs) gehört zu den erhebendsten Augenblicken einer Englandreise, zu den größten geistigen Genüssen eines Lebens“, urteilt fast überschwenglich der schon angeführte G. Grupp**. „All die Erinnerungen und Ge-

* A. Schweizer, Individualismus von Smith S. 19.
** A. u. N. Welt 1901, S. 406.

danken, die hier auftauchen, wirken wahrhaft berauschend; es ist, wie wenn der Flügelschlag einer großartigen Geschichte einen berührte, als wenn die mächtige Woge des wildbewegten Meeres, das die englische Geschichte darstellt, einem zu Füßen brandete. Man steht sinnend, träumend vor der schwindelnden Größe des Reiches und begreift das Machtgefühl und den Machtdurst, den grenzenlosen Ausdehnungstrieb des energischen Volkes. Das Auge schweift zurück durch die Jahrhunderte zu den schwachen Anfängen Englands: endlose Eroberungen, Kriege, innere Kriege, Bürgerkriege ließen das Volk lange nicht zur Ruhe kommen. Endlich raffte es sich empor und entwickelte eine eigene Kultur, eine eigentümliche aber echt englische Mischung katholischer mittelalterlicher Elemente mit protestantischen Ideen. Noch stand sich ein starkes Königtum und eine selbstbewußte stolze Aristokratie gegenüber, aber der Volkswille wurde stark und es kam zu blutigen Kämpfen, zu wütenden Revolutionen, an die uns hier alles erinnert. Doch trotz aller Revolution brach England nicht so radikal mit seiner Vergangenheit, wie etwa Frankreich. Ganz unmerklich wuchs es aus einem ständischen Staat zum modernen Staat, heute noch wirkt der Ständestaat nach. Es war ein kräftiges Staatswesen, es schlug nacheinander alle Nachbarreiche, Spanien, Holland, Frankreich; Deutschland lag ohnehin zu Boden. An den Sieg über Napoleon erinnern die großen Denkmäler des Trafalgarplatzes. Sie reden alle eine lebendige Sprache, diese Bauwerke, diese Denksteine . . . Ein berühmter Schriftsteller sagt, er möchte nur alle Jahre einmal im Campo Santo von Pisa wandern . . . Dagegen darf ich sagen, nur alle Jahre einmal möchte ich den Rundgang vom Parlament zum Bucking-

hampalast machen; er würde das geschichtliche Interesse immer wieder beleben und den politischen Blick heben."

*

* *

Nach Manchester

Der Expreßzug rast Peterboro und Sheffield zu. Die Gegend ist einförmig: immer dasselbe wellige Gelände, ausgedehnte Weiden, ein paar Bäume, ein Dorf, ein Herrensitz. Ist das nach süddeutschen Begriffen überhaupt eine ‚Gegend'? Aber man atmet froh auf, wenn allmählich der Dunstschleier zerreißt, der die große Stadt umfangen hält, wenn die Bäume wirklich grün werden und wenn — o Wunder! — die Sonne wieder hell scheinen kann. Nein, es ist eine Gegend, und es gibt noch eine Sonne in England.

Wenige Sommermonate abgerechnet, spielt unsere große, leuchtende Sonne, die Nährerin und Königin des Alls, in London eine klägliche Rolle. Sie kommt, scheint es, nur zu Gastspielen, nicht zum Bleiben. Ich habe es im September erlebt, wie Männer stehen blieben, wenn die Sonne einen Platz beleuchtete, wie sie mit freudigen Mienen zu ihrer alten Bekannten hinaufschauten und mir zuriefen: ‚A nice day, ein hübscher Tag, nicht wahr? Eine Seltenheit bei uns in London!'

Je weiter wir kommen, färbt sich das verbrauchte und verschossene Kleid der Landschaft. Bald sind wir ‚auf dem Lande'. Dörfer, meist mit kleiner Industrie. Landwirtschaft fast keine. Das Auge sucht nach Bauernhäusern, kräftigen Scheunen und Ställen, nach sprudeln-

den Brunnen, zu denen das Vieh fröhlich brüllend eilen würde. Vergebene Mühe. Eine fast erstorbene Landwirtschaft.

Wie Nürnberger Holzfiguren stehen auch hier die Straßen und Häuser da, regelmäßig, geschmacklos. Von graubraunem Material hergestellt, scheinen diese Häuschen schon im Prangen ihrer Jugend alt und abgelebt.

* * *

Home, sweet home

Ich habe John Bulls ‚süßes Heim' in nicht gerade hochachtungsvoller Erinnerung. Wo ich es kennen lernte, beinah überall war ich enttäuscht.

Die Straßenfluchten! Wie so ganz unmalerisch sind sie! Ganze Straßen entlang glänzt an jeder Türe eine dicke Messingkugel. Die Türen haben keinen Griff, den man drückt, ihn ersetzt eine gelbe Knolle, die zu drehen ist. Vom Türklopfer habe ich schon früher gesprochen, er hat straßenweis die gleiche Form. Neben der Haustüre folgt an besseren Häusern ein Erker, den der Salon bildet, ein Vorsprung mit Fenstern, aus denen künstliche und andere Blumen schauen. Nun geht es die Straße hinunter nach dem unterhaltenden Schema: Türe Erker, Türe Erker und so etliche 20 mal. Wirkt tödlich.

Innen dasselbe: Eines für alle. Neben der Türe der Drawing Room, das Besuchszimmer. In ihm ein Kamin, das geheizt wird, vielleicht auch nicht, bessere Stühle und ein Tisch, am Ende auch ein Kla-

vier oder ein Billard nach alter englischer Art: kleiner Tisch mit Säckchen an den Enden für die Kugeln; dann Photographien, Blumen, allerhand Firlefanz — oft ein unbequemer Aufenthalt. Nach ihm rückwärts das Wohnzimmer, die Küche, oben Schlafzimmer. Hinter dem Haus ein kleines Gärtchen.

Nie, solange ich in England lebte, habe ich begriffen und begreife es heute noch nicht, warum die englischen Unternehmer nach allen Regeln der Baukunst Häuser bauen. Fundament, Mauern, Stockwerk, Dach — ungefähr wie bei uns. Nicht gerade so mühselig, weil dort in den Städten ganze Straßen zugleich gebaut werden, aber trotzdem viel zu umständlich. Weshalb hat noch kein pfiffiger Geschäftsmann eine Maschine erfunden, in die man oben Lehm, geschrotete Kohlenschlacken und einige Ziegel einzuwerfen hätte, um unten frisch und gesund ein englisches Durchschnittshaus zu bekommen? Viele Mühe wäre damit erspart, und John Bull müßte nicht um sein ‚Ideal' ringen, das in dem Satz ausgesprochen ist: Nr. 1 muß aussehen wie Nr. 1000.

Wir schauen die wesentlichen Teile des Hauses näher an und entdecken staunend, wie unpraktisch vieles ist. Die Türen schließen schlecht. Ich habe nirgends eine Türschwelle mit einer Leiste gefunden, in die sich die Tür unten einfügte. Die Luft zieht unten herein. Mit den Fenstern ist es ein wahres Elend. Unsere Fenster kennt man kaum. Das englische Fenster besteht nicht aus Flügeln, die man öffnen könnte, sondern aus einer oberen und einer unteren Hälfte. Wer das Fenster ‚öffnen' will, schiebt die untere Hälfte in die Höhe. Er möchte nun rasch auf die Straße sehen und bums — er stößt den Kopf elendiglich an den

emporgeschobenen Balken des Fensters. Er flucht über Simpelei und ähnliches, neigt sein stolzes Haupt und schlüpft bedächtig unter dem Balken hinaus, um seine Neugierde zu befriedigen. Will er wieder schließen, so zieht er das Zeug wieder herab und schiebt eine kleine Mechanik vor, die jeder Dieb mit spielender Leichtigkeit von außen wegschieben kann.

Das ist das Fenster des ‚praktischen' Engländers, ein Fabrikat, das Wind und Kälte nur in bescheidenem Maß fernhält und das nur aus Gewohnheit beibehalten wird. Ich habe es in allen Privathäusern, im Westminsterpalast, in allen Hotelen getroffen, nur bei Hotelen ersten Ranges sind die teuersten Stockwerke (eine Nacht 10 Mk. und mehr) mit Fenstern ausgestattet, wie sie bei uns jedes bessere Bauernhaus sein eigen nennt.

Auch Öfen nach unserem Muster gibt es in England kaum. Überall offene Kamine, in die Wand eingelassen, in denen auf einem Rost das Feuer brennt. Einen Vorzug haben diese Kamine: sie beanspruchen nicht so viel Platz wie unsere Öfen, weil sie nur wenig von der Mauer abstehen und ihre unmittelbar ins Freie führenden Rauchrohre nicht Bauereien nötig machen wie unsere Kamine. Doch hat dann wieder jeder Ofen, jeder Herd seine eigene Abzugsröhre, daher sieht man selbst aus kleineren Häusern 6, 8, ja 12 Einzelrohre aus dem Dach steigen, oder meist nicht aus dem Dach, sondern sie steigen an den Wänden hinauf und bilden mit ihren turmartigen Abschlüssen eine — meist kohlschwarze — Verzierung. Ich habe auch den Kaminfeger in Tätigkeit gesehen. Es versteht sich, daß er, und wäre er noch so leibarm, diesen Jammerröhren nur mit einer kräftigen Bürste bei-

kommen kann. Er fährt ein paarmal hinauf, herunter — fertig! Der Mohr kann gehen.

Das offene Kamin gilt als hochzuverehrende Hausgottheit. Die Einfassung um und vor dem Feuer entspricht dieser Verehrung: Die Vorlagen von Eisen oder Messing müssen möglichst glänzend sein. Auf den Vorlagestangen ruhen zierliche Schürhaken und Zangen. In kinderreichen Familien sieht man die Hausgottheit wohl auch durch ein Gitter abgeschlossen, damit man ihr nicht zu nahe kommen kann. Sie wird so hoch geschätzt, daß man sie selbst dann beibehält, wenn Dampfheizung vorhanden ist. Trotz dieser brennt im Winter leichtes offenes Feuer im Kamin — es ist zu mollig, vor ihm an Winterabenden zu sitzen und zu plaudern und zu träumen. Sommers stopft man den Rost mit Holzwolle.

Als Vielfraß verschlingt das Kamin eine Menge Steinkohlen. Aber es ist von den Vätern ererbt, nebenbei auch nett, ja, wenn es nicht gerade zu ‚rauchen' geruht, könnte man es ein Stück Dichtung im nüchternen englischen Haus nennen — und so behält es der Engländer bei und wird es beibehalten bis in alle Ewigkeit.

Eigentlich haben mir nur zwei häusliche Räume Achtung abgenötigt, und ich zolle ihnen diese Achtung mit ehrlichem Vergnügen: John Bull wertet das Baden viel höher als wir, überall sieht man Einrichtungen dazu. Mit Wasser wird nicht so gespart wie bei uns. Und der zweite Ort? Honny soit qui mal y pense. Jedermann braucht ihn, aber bei uns ist er das Aschenbrödel, ja bei einem bekannten deutschen Reichsgebäude soll er im Plane gar vergessen worden sein. In England gilt er als ein Teil

des Haustempels, bei dessen Ausstattung in Bull dem Nüchternen lebhaftes ästhetisches Empfinden, selbst Begeisterung erwacht.

*

Von dem ‚süßen Heim' bleibt also nicht viel. Der unpraktische Sinn tötet die ‚Süße'. Aber ‚glücklich sein, sich innerlich glücklich fühlen ist keine Gabe des Schicksals und kommt nicht von außen. Man muß es sich, wenn es dauernd sein soll, immer selbst erkämpfen'. Auch in England. Und was schließlich das einfachste Heim beglückt, ist eheliche Liebe, Mitfreude und Mitleid, kindliche Dankbarkeit, Geduld und — sich bescheiden.

Es ist wahr: die Wohnungen der Reichen und Großen sehen anders aus als die, von denen ich sprach. Sie besingt die zarte Felicia Hemans, wie sie voll Schönheit mitten unter uralten großen Bäumen stehen, wie sie durch abendrotglänzende Obstgärten gucken, wie das Wild über ihre grünen Rasen hüpft in Schatten und Sonnenschein, wie die Schwäne auf dem Teich fröhlich dahingleiten. Die gesegneten Heime Englands, wo innige Blicke häuslicher Liebe im rötlichen Licht des Kaminfeuers sich begegnen, auf denen die heilige Ruhe des Sonntags liegt, ein Friede, den kaum die Kirchenglocke durchbricht, . . . wo zuerst des Kindes glücklicher Geist sein Land und seinen Gott liebt . . .

In diesen vornehmen Heimen bin ich Fremdling geblieben. Die, welche ich meine, preist das Volkslied ‚Home, sweet home', das mit dem Kehrreim schließt: ‚Heim, Heim, süßes Heim, 's gibt keinen Platz gleich dem Heim'. Dieses Lied kennt jeder Eng-

länder wie wir unser „Im schönsten Wiesengrunde", aber die Ehrlichkeit gebietet, zu bekennen, daß dieses gefühlvolle, herzliche Liedchen kein Engländer gedichtet hat, sondern — es ist beinahe unglaublich — ein Amerikaner.

*

* *

Sheffields Schlöte

Von Peterboro an hatte ich einen deutschen Mitfahrer. Wir fühlten, daß wir Deutsche waren und sprachen einander an. Mir war es sehr angenehm, denn die Gegend bietet nicht den mindesten Reiz. Von Bodenkultur ist soviel wie nichts zu sehen. Da redet man gern. Mein Landsmann, seit einigen Jahren Hoteldiener in einem Städtchen am Meer, lobte England über den Schellenkönig: er habe nirgends mehr und besseres gelernt als da, er schaue auf die besten Erfahrungen zurück. Die „Erfahrungen" schienen mir — Trinkgelder zu sein, wenigstens tat er auch den sonderbaren Ausspruch, wenn England nicht von Wasser umgeben wäre, würde er nicht bleiben, und als ich das nicht verstand, erklärte er, man könne rasch an einen Badeort kommen und Geld verdienen. Ein Prosamensch.

Die Fahrt an Sheffield vorbei, der Stahl- und Eisenstadt, war eine rauchige Viertelstunde. Die Stadt liegt hübsch in einem Tal und an einer Anhöhe hinauf, der Zug fährt etwas erhöht auf der anderen Talseite. Es war aber nicht möglich, den gegenüberliegenden Teil der Stadt zu sehen, denn es herrschte Sonnenfinsternis. Nicht astronomische, sondern vom

Rauch verursachte. Die Sonne hatte die Flucht ergriffen, bedroht von einem Wald von Schlöten, die gleich Kanonen dräuend zum Himmel streben. Von ihrem Dampf und Rauch sind die Häuser schwarz geworden. Ich erkannte sie kaum, obwohl es schönste Nachmittagszeit war. Eine greuliche Stadt. Der Reisegenosse, der in Sheffield schon gearbeitet hatte, sagte, so sei es hier immer.

Er stieg aus, innigst begrüßt von einem liebreizenden Mädchen, über das er mich schon während der Fahrt genügend unterrichtet hatte. Seine künftige Frau.

Mein Zug verließ die Stadt. Wie ein böser Zauber lichteten sich die Rauchwolken, der Dunst wurde dünner und dünner, grau, dann blau, jetzt mußte die Sonne kommen. Und sie kam. Mitleidig schoß sie ihre Strahlen hin über das abscheuliche Meer, unter dem 400 000 Menschen atmen. Eine Wendung der Bahn — und Sheffield war für mich eine gewesene Größe.

Und was das Ärgste in Sheffield sein mag? Das weiß ich von meinem Landsmann. Für ihn, sagte er, sei es ‚niederschmetternd', daß es in der ganzen Stadt kein — Münchner Bier gebe.

In Manchester
Englische Fabrikstädte

* * *

Durch eine gebirgige Landschaft, die mich mit ihren verkrüppelten Bäumen an Sibirien erinnerte, kam ich nach Manchester.

Ich liebe die englischen Fabrikstädte nicht. Sie sind schauderhaft. Zu suchen ist in ihnen nichts: Ge-

mäldegalerien gleich null, die Kirchen meist von geringem Kunstwert — die alten gotischen Kathedralen, an denen England reich ist, findet man fast alle in ruhigeren Provinzstädten —, in die Villen der Millionäre kann man nicht kommen, und so bleiben höchstens einige öffentliche Gebäude: das Rathaus, Stadtbibliothek, Börse, und was in dieses Kapitel schlägt. Im übrigen sind all diese Städte gleich schwarz. Nur wer industrielle Studien machen oder städtische Einrichtungen kennen lernen will, mag in Manchester, Birmingham, Leeds, Hull seine Rechnung finden. In Fabrikbetrieb und Fabrikmaschinen läßt sich zweifellos etwas lernen. Dazu muß man aber technischer Fachmann sein. Wer das nicht ist, mag ruhig weiter fahren.

Lassen wir also Manchester und seine Baumwolle und seine Geschäftsstraßen!

In einem stockenglischen Hotel erlebe ich etwas Neues. Kaum habe ich mein Zimmer betreten, so wird mir auch schon die Rechnung vorgelegt. Ich erklärte, ich sei kein Spitzbube und kein Engländer habe mich bisher dafür gehalten, ich komme gewiß nicht aus Deutschland nach Manchester im Norden Englands, um die Frau des Hauses zu betrügen. Sie erklärte, das könne sein, aber jeder, der kein großes Gepäck habe, müsse sofort bezahlen, das mache man auch den Engländern so. Gut, ich bezahle. Ich muß indes wie ein gefährlicher Patron ausgesehen haben, denn während ich etwas esse, naht sich ein Mädchen furchtsam, als ob ich Bomben werfen könnte, und bittet mich um meinen Namen. Ich wußte, daß in England keine Anmeldung bei der Polizei nötig ist, und fragte daher, ob sie ein Buch für die Fremden habe. Natürlich nein. Ich solle meinen Namen auf ein

Zettelchen schreiben. Ich darauf: „Fräulein, ich bin ein deutscher Gentleman und meinen Namen sage ich Ihnen nicht. Aber hier haben Sie ein 20 Schillingstück, und wenn Sie so ehrlich sind wie ich, dann geben Sie mir morgen das zurück, was ich nicht verbraucht habe." Das Mädchen lief beschämt zur Herrin und sofort erhielt ich ‚mit vielem Dank', was mir gehörte.

Die ersten Male habe ich, an solches Mißtrauen nicht gewöhnt, es übelgenommen. Erst als ich erfuhr, wieviel Gesindel durch den Schiffsverkehr in das Land kommt und die Wirte betrügt, sagte ich mir, daß die traurige Erfahrung zu solchen bei uns unerhörten Maßnahmen nötigt und daß man mit einem einzelnen Unbekannten keine Ausnahme machen kann.

Beim Frühstück schweigsame Engländer. Sie essen Kotelett, Beefsteak und Speck. Kein frisches Brot, nur Toast, geröstete Brotschnitten, ein fades Zeug, mit dem ich bald aufhöre. Meine Nachbarn essen fürchterlich, sie denken wohl: ‚Wozu zahlen wir zwei Mark fürs Frühstück?', reden aber kein Wort.

* * *

Er will nach England

Ein freundschaftlicher Brief an einen, der es wagen will, gleich mir auf das meerumgürtete Eiland überzusetzen.

Vor allem andern: Lerne Englisch, mein Teurer! Fast kein Engländer kann Deutsch oder eine andere festländische Sprache. Die Folgerung daraus ist leicht zu ziehen.

Ein Schwabe in England hat mir gesagt: Englisch ist ein Gemisch von Latein und Deutsch, möglichst schlecht ausgesprochen. Ein Gemisch: richtig; aber glaube ja nicht, wenn Du Latein und Deutsch kannst, könnest Du auch Englisch ‚mischen‘. Möglichst schlecht ausgesprochen: auch wahr. Der Engländer spricht grundliederlich aus, man glaubt immer, er habe Kinderbrei auf der Zunge oder könne den Mund nicht ganz aufmachen. Wie man vollends mit Fremden redet, dieses Geheimnis hat sich ihm noch nie enthüllt. Der Italiener bemüht sich, klar die Silben vorzubringen, selbst der geringe Mann aus dem Volk weiß, daß ein Fremder ihn nur versteht, wenn er deutlich wird, ja er schreit laut, da er naiverweise glaubt, der ‚kannnichtverstehende‘ Ausländer höre eben die Worte nicht. Einem Durchschnittsengländer fällt so etwas gar nicht ein. Er lernt selber neuere Sprachen selten — wozu auch, alles lernt ja sein Englisch —, und so weiß er auch herzlich wenig, wie ein anderer sprachlich zu behandeln ist.

Jawohl, Englisch muß gelernt sein, mein Freund! Denke nur an die Aussprache, die hie und da lebhaft ans — Chinesische erinnert. Welcher normale Mensch würde, ohne daß er es gelernt hätte, ahnen, daß soldier (Soldat) souldscher, Hughes und Worcester (Eigennamen) Hjus und Wußter, enough (genug) enöf, cough (Husten) köf ausgesprochen wird, daß ear (Ohr), eat (essen), east (Osten) ir, it, ist lauten, dagegen earl (Graf), earth (Erde) early (früh) örl, örth, örle?

Schon vor 200 Jahren hat Joseph Addison darauf aufmerksam gemacht, wie seine Muttersprache an einsilbigen Worten Überfluß habe und wie dieses Streben nach einsilbigen Worten mit der geringen

Neigung der Engländer zur Geschwätzigkeit zusammenhänge. Diese kurzen Worte, sagt er, nehmen unserer Sprache die Eleganz, aber drücken zu gleicher Zeit unsere Gedanken auf die rascheste Art aus.

Sind die Worte nicht einsilbig, so macht sie der Engländer dazu, indem er auch längere Wörter meistens nur auf einer Silbe betont und die übrigen Silben „verschluckt". Ein Meister des englischen Stils hat von seiner Muttersprache gesagt: „Unsere Konversation besteht größtenteils aus einer Reihe der seltsamsten und schroffsten Abkürzungen, gleichsam in einer Art Mundstenographie. Stottern, Summen, Schleppen sind ihre drei Grazien.'

Ach, wer das auf dem Papier nachmachen könnte! Der Abschied der Jungfrau von Orleans bei Schiller gilt, wie Du weißt, als besonders schön:

> Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
> ihr traulich stillen Täler, lebet wohl!
> Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
> Johanna sagt euch ewig Lebewohl, u. s. f.

Nach englischer Art ausgesprochen würden diese Verse etwa so tönen:

> — ebt uo — r Be — i — libb — ift —
> — i — aul — ill — Täl — eb — uo —
> — ann — wi — u — ich — f — eu — and —
> — ann — ag — eu — ew — eb — uo —

Die Betonung scheint mir nicht weniger schwierig zu sein als die Aussprache. Sie weicht von der des lateinischen Urworts oft willkürlich ab. An der falschen Betonung erkennt man drüben zuerst den Fremdling.

Addison meint, die Sprachen der Völker entsprechen am besten ihrem Charakter: der Italiener liebe Musik und Zeremonien, der Franzose leichten, schwatz-

haften Humor, der Spanier Würde und Ernst, der ‚plumpe ehrsame Humor der Deutschen klinge besser in der Rauheit des Hochdeutschen als in einer feineren Sprache‘, und der Engländer neige zur Einsilbigkeit. Übrigens verwischt sich die Häßlichkeit des Englischen beim Singen ganz und gar, da macht es sich ebenso hübsch wie das Italienische. Und an dichterischen Formen ist es reicher als Italienisch und Französisch und nähert sich dem Deutschen.

*

Das zweite, was Du, verehrter Landsmann, in England zu lernen hast: Gewöhne Dir viele Höflichkeitsformen ab, die Du in Deutschland für notwendig ansiehst. Grüße niemanden auf der Bahn oder im Wirtshaus. Ich habe als zivilisierter Europäer zuerst guten Tag gesagt, wenn ich im Cafe mich neben einen Mitmenschen setzte. Kein Engländer gab darauf auch nur die minimalste Antwort. So war diese ‚Untugend‘ bald abgewöhnt.

Stelle Dich nie vor! Man lacht dich höchstens aus. Stoße nicht mit dem Glase an; wenn zwei das tun und Prosit sagen, sind es sicher Deutsche. Und wenn zwei in einem öffentlichen Lokal krakehlen oder auch nur sich laut unterhalten, so sind es, von Berauschten abgesehen, entweder Iren oder — löbliche deutsche Landsleute.

Uns hat man gelehrt: Mit dem Hut in der Hand kommt man durch das ganze Land. Für England gilt diese Regel nicht. Laß Deinen Hut fest auf dem Kopf. Wir Deutsche sind nicht so klug wie unsere Vettern drüben. Wozu z. B. in Läden den Hut abnehmen? Das tut man nur bei uns. Wozu vor X oder Y den Hut ziehen, wenn man einmal im Leben

mit ihm zusammengetroffen ist? Der Engländer kennt diesen Blödsinn nicht. Wozu ehrfürchtig den Hut lüpfen, wenn ich einen Polizisten um Auskunft bitte? Der Engländer denkt nicht daran. Wozu sollen die Angestellten eines Geschäfts ihren Vorstand grüßen, wenn sie ihm auf der Straße begegnen? In London und auch sonst in England würde jeder Chef sich das entschieden verbitten, ja es als eine Störung seines öffentlichen Daseins empfinden, wenn in der City vielleicht 200 Buchhalter und Schreiber an ihm vorübergingen und ihn nötigten, seinen Zylinder zu ziehen. Man kennt sich nicht — das einzig Verständige.

Damit ist aber nicht gesagt, daß Du Dich benehmen sollest, wie es hie und da Engländer in Deutschland tun. Ich habe es drüben nie erlebt, daß ein nüchterner Mensch auf der Eisenbahn seine Füße neben mich auf das Polster legte, mich mit dem Schmutze seiner Stiefel anschmierte, das Gepäcknetz der Abteilung allein belegte, mich unverschämt behandelte, seine Koffer auspackte und sich . . . frisierte. Solche ‚Feinheiten‘ gestattet sich der oder jener Sohn Albions nur in anderen, in seinen Augen wohl minderwertigen Ländern. Natürlich tun so etwas hie und da auch — andere Leute.

Auf Höflichkeit weist der Gebrauch des thank you (danke) und des please (gefälligst) hin. Das erstere hört man in allen Tonarten sagen und singen. Man kann förmliche Studien machen, wie und wann der Engländer es vorbringt. Er bedient sich seiner auch in Fällen, wo wir nicht Dank sagen. Wenn z. B. der Schaffner auf einem Omnibus Bezahlung fordert, ruft er wohl ‚thank you‘, wenn ein Kellner mit Geschirr beladen an uns vorübereilen möchte und

wir im Wege stehen: ‚thank you', wenn ein Bananenhändler auf der Straße nicht mehr vorwärts kommt, schreit er ‚Danke Ihnen'. Der Engländer setzt voraus, daß der Angeredete sicher tun wird, was er wünscht, und dafür dankt er gleich zum voraus. Ebenso unentbehrlich wie thank you ist please. Einer Kellnerin zuzurufen ‚Eine Halbe' gälte drüben als Unart. Notwendig gehört dazu das ‚please'. Ja, in besseren Ständen pflegen es selbst Eltern zu gebrauchen, wenn sie ihren kleinen Kindern etwas befehlen. Ob die Kinder daraufhin schneller folgen, als die unsrigen, weiß ich freilich nicht.

Zu diesen mehr ‚geistigen' Mahnungen darf ich Dir, Teurer, vielleicht noch zwei prosaische fügen, die Du in keinem Reisebuch findest: Nimm viele Wäsche mit, mein Freund, wenn Du als Gentleman umherstolzieren willst. Was in Deutschland eine Woche lang sauber bleibt, verliert in Englands Rußluft all seine Schöne in einem kurzen Tage. Und dann: Tu reichlich Geld in Deine Börse. Die englischen gewöhnlichen Hotele, so wenig sie auch bieten, sind um die Hälfte und über sie hinaus teurer als die in Deutschland, Frankreich und Italien. Du begehrst auf? O, ganz wertlos! Zahle, das allein macht Fried'.

Und nun, gehab Dich wohl!

*

* *

Blackburner Tage

Ich hatte in Blackburn, einer nördlich von Manchester gelegenen Fabrikstadt, eine liebe Seele zu besuchen. So nahe bei ihr, wollte ich nicht vorübergehen.

Es war höchste Zeit, als ich spät abends in Labyrinth des Viktoriabahnhofs von Manchester den Schnellzug der Midland-Gesellschaft suchte. Der Guard stand schon mit seinem grünen Fähnlein erzbereit. Mit Windeseile stürzte ich auf einen Wagen los.

In demselben Augenblick öffnete sich eine Türe, und ein Herr mit blondem Bart rief: „Kommen Sie, please! Sie sind Deutsch, sind Sie nicht?“ O staunenswürdiges Wunder: Ein Engländer spricht aus eigenem Antrieb mit einem Fremden! Gar mit einem Deutschen! Er hat mich — ich weiß nicht wie — als solchen erkannt und ist voll ehrlicher Freude, eine halbe Stunde deutsch (wohl auch — deutsch-englisch) zu reden. Er rühmt uns; jedes Jahr geht er in unser Land und seine Frau mit ihm. Er strahlt vor Befriedigung, weil er jedes Wort von mir versteht, in unseren Hotelen spreche man, klagte er, kein gutes Deutsch, und Deutschland sei doch so schön, so schön. In Bolton steigt er aus, leider zu früh; eine herzliche Abschiedsszene folgt. Das alles geschah nachts in einem Schnellzug von Manchester nach Edinburgh und als eine seltene Sache glaubte ich es erwähnen zu sollen.

Trotz meiner ungünstigen Erfahrungen kehrte ich wieder in einem Temperenzhotel an. Ein streng religiöses Haus: In meinem Zimmer das Neue Testament und an den Wänden Inschriften aus der Bibel; im Speisezimmer allerlei Bücher von Methodisten, auf dem Klavier das ‚Nationale Temperenzliederbuch‘ und andere fromme Musikalien. Nach strenger Auffassung darf am Sonntag zwar Klavier gespielt werden, ohne daß der Tag des Herrn entweiht würde, doch müssen es religiöse Lieder und Stücke sein. Etwa aus dem Temperenzgesangbuch, das Lieder für alle Fälle, auch

zu Ehren katholischer Heiliger, eines hl. Georg und Benedikt enthält. Nach der Ansicht der Temperenzler waren sie wohl Gegner des Alkohols — was übrigens erst bewiesen werden müßte.

Ich bin kein Freund solcher Maunzereien und Jammermeiereien. Doch war der Pudding gut, den die Missis des Hauses mir kochte. Ein Brombeer- und Apfelpudding. Als Laie in der Kochkunst wage ich es nicht, meinen Leserinnen eine Vorlesung über Puddinge zu halten. Fachleuten gegenüber geziemt immer Bescheidenheit. Ich getraue mir also nur zu sagen, daß solch ein Kleinkindlemus mit Vanill, Brombeeren, Äpfeln und anderen für mich undurchdringlichen Geheimnissen gar nichts Schlechtes ist. Zu dem Fleisch — das muß ich hinzufügen — gab's allerdings nur das Universalgemüse von ganz England: gesottene Kartoffeln. Darüber fühlen sich die deutschen Hausfrauen doch wieder unendlich erhaben.

Es war Samstag abend. Auf den Straßen wogte noch ungewöhnliches Leben. Die Läden alle glänzend erleuchtet, der Marktplatz mit Buden bedeckt, in denen alles Mögliche angeboten wurde (nicht gerade junge Dromedare und Rhinozerosse, aber vieles andere). Man kaufte tapfer ein, am Samstag haben die Arbeiter Geld und Sonntags kann man nichts bekommen, da heißt es vorsorgen. Dazu wurde gehörig Lärm geschlagen.

Als ich um 11 Uhr auf mein Zimmer ging, fiel mir ein, daß ich meine Zündhölzer in Manchester vergessen hatte. In England muß man nämlich diesen Luxusgegenstand selbst ins Gasthaus mitbringen. Auch im Blackburner Hotel fehlte er. Ein Neues Testament war da, aber kein Zündholz. Nach einigen Mi-

nuten Nachdenkens kam ich zu dem frevelhaften Schluß, daß ich nachts 11 Uhr in einem Gasthofzimmer eine miserable Zündholzschachtel mit Inhalt einem wenn auch noch so schön gebundenen Neuen Testament entschieden vorziehe. Mit tiefer Reue über solch gottsträfliche Gedanken schlief ich ein.

*

Am andern Morgen ein herzliches Wiedersehen.

Wie tot lag die sonst so regsame Stadt da. Die Buden von gestern abend waren verschwunden, die Straßen und Plätze reingefegt, Läden und Wirtschaften geschlossen, die Gangsteige von Menschen gemieden. Selten ein Wagen, nur ein paarmal des Tags das Rollen eines der wenigen Sonntagszüge. Wären nicht die Glocken gewesen, die Christen von einem oder zwei Dutzend Gemeinschaften dreimal zum Gottesdienst riefen, man hätte an eine Stadt denken können, die von unheilvoller Krankheit heimgesucht ist, und in der sich aus Furcht jeder hütet, seine Schwelle zu überschreiten.

*

Katholisches und anderes aus Blackburn und England

Nur in der Gegend der St. Albanskirche war's lebendig, da die katholische „Wahrheitsgesellschaft“ an jenem Sonntag ihre Jahresversammlung mit einem festlichen Gottesdienst eröffnete. Diese Gesellschaft hat zu ihrem Ziel, religiöse und geschichtliche Schriften zu

verbreiten, ihre Versammlungen beschäftigen sich aber auch mit anderen öffentlichen Fragen.

Als wir in die Zugangsstraße kamen, warteten viele Leute auf der Straße: von auswärts waren Arbeitervereine angesagt. Die Wartenden machten einen ärmlichen Eindruck: die Frauen in alten Schälen und verwahrlosten Kleidern, junge Arbeiterinnen, deren zerknitterten Blusen man es ansah, daß sie das Bügeleisen nie zu fühlen bekommen. Werktagsgewänder am hellen Sonntag. Man entschuldigt das, wenn man weiß, welch hartes Los die Frauen und Mädchen im Baumwollendistrikt von Lancashire tragen. Das ‚Baumwollenfieber‘, an dem so viele leiden, ist nichts als die Folge von Überarbeitung und mangelhafter Nahrung.

Bald kamen die fremden Arbeiter in einem langen Zug, wahre Gentlemen, nach ihren schwarzen Anzügen zu schließen, nur die derberen Hände und die Gesichtszüge verrieten ihren Beruf. In den langen Reihen keine Fahnen, keine Musik. Das wäre Sonntagsschändung gewesen. Hatte doch meine Hauswirtin beim Frühstück mich mit mißbilligenden Blicken angesehen, als ich einige Aufzeichnungen machte. Streng genommen ist das in England am Sonntag nicht erlaubt. Auch bei dem Arbeiteraufzug war ich Gegenstand vieler verwunderter Blicke. Sie sagten hie und da so ungefähr: Ist der Mensch nicht am Ende übergeschnappt? Oder ist er aus China? Ich prüfte aber mein Dasein nicht, denn ich wußte es längst, wie interessant ich sei: es war mein grauer Havelock, der immer wieder Staunen erregte. Ich habe in ganz England keinen Menschen mit Havelock gesehen, außer mich selber. Ein Kellner erklärte mir, in einem solchen

Kleidungsstück sehe man höchstens noch — alte Weiber. Worüber ich entzückt war. Nie mehr werde ich im Havelock nach Britannien reisen.

In der St. Albanskirche, einem neuen zierlichen Bau, predigte Erzbischof Bourne von Westminster-London über die Schulfrage. Eine ruhige Darlegung, nichts Effektvolles, Warmes, Einschneidendes. Auch Gesang und Spiel waren einfach. Abscheulich ist in englischen Kirchen das Einsammeln von Opfergeld. Ich tadle es nicht, denn die religiösen Gemeinschaften sind dazu gezwungen, da nur die ‚Kirche von England‘ vom Staat unterstützt wird, alle anderen für ihre Gotteshäuser und Geistlichen selbst sorgen müssen. Ich erzähle nur, wie unschön das Geklapper mit den dicken kupfernen Pennystücken ist, das den ganzen Gottesdienst hindurch ertönt. In Blackburn hörte man öfters selbst den Geistlichen am Altar nicht mehr, wenn ein voller Geldbehälter gerade geleert wurde. Ein Heidenspektakel, an den man sich nur schwer gewöhnt.

Dieses Einsammeln erinnert lebhaft an Italien und Frankreich. Italienisch ist auch die Art, wie die Leute vor Beginn des Gottesdienstes in der Kirche plaudern. Die Sucht, möglichst viel Latein bei den religiösen Handlungen zu haben (als ob die Zuhörer das verstehen und genießen könnten), die Aussprache des Lateinischen, die neuerdings mehr italienisch als englisch tönt, das Titelwesen — Prälaten, Ehrenkämmerer, Monsignore und ähnliches —, all das zeigt, wie stark italianisiert die englische katholische Kirche ist. Mich freute das nicht. Dagegen habe ich, und das ist zu loben, gefunden, daß die Geistlichen sehr arbeitsam und eifrig sind und den religiösen Strömungen von heute mit Liebe nachgehen. In Blackburn müssen sie mit der

ersten großen Zeitung der Stadt, den Blackburn Times, auf bestem Fuße stehen, es war dies aus deren Berichten und Voranzeigen über die Versammlung zu erkennen. Die englischen Geistlichen haben insofern leichter zu arbeiten, als die Pfarreien in den Städten meistens nicht so viele Seelen umfassen wie in Deutschland. Die katholischen Gemeinden sind dort ‚Neuland', in Blackburn z. B. wurde die erste katholische Kapelle seit der Reformation im Jahr 1773 eröffnet. 1804 waren erst 700 Katholiken in der Stadt, heute 21 000, die in fünf Pfarrbezirke verteilt sind und wie es scheint, am religiösen Leben regen Anteil nehmen.

Als in der Kirche die Feier zu Ende war, sang die Menge das alte schwungvolle Lied, das an die Verfolgungen früherer unduldsamer Zeiten erinnert und die Glaubenstreue der Väter rühmt: ‚Faith of our Fathers, living still ... O unsrer Väter Glaube, noch lebend trotz Kerker, Feuer und Schwert, o, wie schagen unsre Herzen voll Freude, wenn immer wir das Ruhmeswort hören: Glaube unsrer Väter, heiliger Glaube! Wir woll'n dir treu sein bis zum Tod'.

Diese frische, begeisternde, lebhaft gesungene Hymne schien mir das Schönste des Gottesdienstes gewesen zu sein.

*

Die katholische Kirche erfreut sich in England voller Freiheit, sie ist aber insofern weniger günstig daran, als sie — abgesehen von den Schulen — vom Staat keinen Pfennig Beihilfe erhält, so wenig als irgend eine der vielen Sekten. Nur die ‚Kirche von England' wird reichlich unterstützt, alles was nicht

„Kirche von England' heißt, hat für Kirchen und Geistliche selbst aufzukommen. Diese Hätschelung der Staatskirche wird sich auf die Dauer kaum aufrecht erhalten lassen. Gleiche Behandlung aller, eventuell Trennung von Staat und Kirche — das wäre mein Losungswort in England.

Ich bin nach meiner Heimkunft öfters gefragt worden, wie es mit der Rückkehr Englands zur katholischen Kirche stehe, von der man in der Presse lesen kann. Darauf muß ich antworten, daß ich mit recht nüchternen Ansichten heimgekommen bin. Etwa 10000 Menschen (meist Frauen) treten jährlich in die katholische Kirche ein. Und aus? Fast ebensoviele. Bei dem freieren Spiel der religiösen Kräfte flutet es lebhafter zwischen Zuwachs und Verlust hin und her, als anderswo. Daß sich diese Zustände um vieles ändern werden, glaube ich nicht. Dazu ist die englische Religiosität zu starker Individualismus, sie ist das Protestantentum mit seiner persönlichen Freiheit in zu hoher Potenz.

Überall in England habe ich friedlichen Wettstreit zwischen den Konfessionen gefunden. Man weiß dort kaum von religiösen Zänkereien. Man spricht sich lieber aus, und das ist das Klügste. Oft habe ich gehört, wie katholische Geistliche mit anglikanischen Bischöfen und Pfarrern in freundschaftlichen Beziehungen stehen, einander Besuche machen, zu Kirchenfesten kommen. Wenn je etwas die Menschen näher bringen kann, dann ist es nur der Geist der Güte und Milde und Verträglichkeit.

*

Bei den Spiritualisten

Abends gingen wir in die Kirche der Spiritualisten, da in den Zeitungen angekündigt war, Fräulein Ruth Soundso, ein Stern der Sekte, werde das Hellsehen üben. Auch von einem Medium war die Rede, und so hofften wir eine unterhaltende Sitzung bei leibhaftigen Geistern zu erleben.

Die Spiritualistenkirche ist wie die Kirchen wohl aller Dissenters ein nüchterner Saal. Bänke und eine Tribüne mit Harmonium machen den einzigen „Schmuck" aus. Von einem religiösen Zeichen keine Spur.

Vor Beginn der Feier geht es gemütlich zu. Man ißt Äpfel, eine Frau Wurst und Brot, man steht in Gruppen beisammen und plaudert und lacht. Doch aufgepaßt, jetzt geht's los.

Zehn Mädchen marschieren im Gänseschritt auf die Bühne und setzen sich vergnügt vor die Zuschauer hin. Ein Mann beginnt Harmonium zu spielen, man singt. Eines der Mädchen steht auf und deklamiert die erste Strophe, alles singt sie nach. Die Melodien sind äußerst fidel, hie und da nach Art eines lustigen Volkslieds. Dann tritt die Miß Ruth auf, ein hübsches, rotwangiges, bereits etwas stark werdendes Fräulein, sie spricht mit riesigem Pathos und imposanten Phrasen das Eröffnungsgebet — eine ellenlange, mir zuwidere Anschwätzerei unseres Herrgotts. Folgen einige Sologesänge der Mädchen, darauf die eigentliche Predigt der Miß, rednerisch betrachtet eine ausgezeichnete Leistung, um die mancher Pfarrer das

Fräulein beneiden könnte. Inhalt: Nächstenliebe und Dank für die Erntegaben. Die Rede dauerte eine blanke Stunde. Ich wurde sehr müde, ich bin überhaupt kein Freund von langen Kanzelreden. Noch einige Lieder, dann der Schluß, das Hellsehen. Die Miß schaut gedankentief im Saal umher. Plötzlich zeigt sie mit dem Finger auf eine Frau hin und ruft wie aus einem Traum erwachend: „Sie! Sie haben schon sechs Jahre großes Elend gehabt, Ihr Mann ist nicht gut gegen Sie, Sie haben auch viel gesündigt, Sie erziehen Ihre Kinder schlecht, Sie . . . Sie . . . Sie müssen das Wort befolgen: Dulden und still sein.“ Ein leises Brummen der so Angeredeten ist die Antwort. And you, und Sie, fährt die ‚Hellseherin‘ fort und zeigt auf eine andere. Der weissagt sie Günstigeres. And you, . . . So geht es weiter. Noch heute ist mir das And you mit der scharfen Betonung des you in den Ohren und die — Kühnheit, mit der das allem nach sehr energische Fräulein in den Geschicken der Menschen ‚hellsah‘. In manchen Ländern gehen Zigeunerinnen mit Papageien herum und betteln die Leute an, sie möchten sich durch diese Tiere einen Zettel ziehen lassen, auf dem ihre Zukunft geschrieben stehe — ist der Unterschied so groß zwischen diesem Humbug und dem der ‚Hellseherin‘ zu Blackburn?

Aber die Hörer und Hörerinnen waren darüber entzückt, das las man in ihren freudigen Mienen. Ein Mädchen rief mir, als wir gingen, verklärt zu: Gute Nacht, lieber Freund! Ein Mann: Wir hoffen, Sie wiederzusehen.

Was die Spiritualisten glauben, lehrt ihr Gesangbuch. Eigentliche Glaubenslehren gibt es bei ihnen

keine. Von Jesus Christus und christlichen Sätzen kaum Erinnerungen, höchstens die Anschauung, daß Gott unser Vater ist, der uns die Genüsse der Natur schenkt, die Blumen im Frühling, die Schönheit des Herbstes. Oft wird betont, daß unser Geist einmal weiterleben werde (daher wohl der Name der Sekte), auch der Armen und Bedrängten wird viel gedacht.

Ich habe in England verschiedene Kirchen und Religionsgemeinschaften kennen gelernt. Etwas Gutes findet man bei jeder. Und daß einem gedankenlosen Materialismus, der reinen Tierreligion, dieser Spiritualismus doch vorzuziehen ist, wer möchte das leugnen?

*

Eine nächtliche Revival Union

Unsere religiösen Eindrücke an jenem Abend sollten durch eine seltsame nächtliche ‚Erweckungsversammlung' vervollständigt werden. Vor dem Rathaus stand auf einer Kiste, die als Kanzel diente, ein Mann und um ihn her ein halbes Dutzend Männer und Frauen, um diese etliche 40 Teilnehmer. Dazu einige Windlichter, Pulte, Singbüchlein und ein tragbares Harmonium — das war alles.

Ein phantastischer Anblick: die fast menschenleeren Straßen und Plätze, hier diese Laternen, welche die Gesichter grell beleuchteten und die gaukelnden Lichter und Schatten an der Stadthalle und den stillen Häusern ringsum spazieren ließen.

Nach der kurz und guten, auch mit Scherzen gemischten Ansprache des Vorstandes steigt einer nach

dem andern auf die Kiste und erzählt von seinem Leben, manche mit großem Nachdruck und mit guter Rednergabe. Ich wunderte mich, daß diese einfachen Menschen so reden konnten. Auch Frauen und Mädchen traten auf. Ein großer Mann in grauen Haaren ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Er erzählte, wie er nach und nach dazu gekommen sei, Jesus für eine Realität, für etwas Wirkliches und Bedeutungsvolles zu halten, früher sei ihm Jesus nichts als ein bloßes Wort gewesen. Und wie leicht es sei, Sündenvergebung zu erhalten, man brauche nur zu Jesus zu gehen. All diese Redner berichteten, wie sie ‚to Jesus Christ' (der Engländer spricht ‚tu Dschises Kraist') gekommen seien, und die Anwesenden sollen ihnen folgen.

Niemand und nichts störte die Versammlung. Alles lief ruhig und anständig ab. Um ½10 Uhr war Schluß: ein Gebet.

In England wundert sich kein Mensch über solche Versuche, christliche Gedanken zu verbreiten, weil dort Religionsfreiheit herrscht. Ich achte ein Volk, das so gesinnt ist und einen so kräftigen religiösen Trieb in sich hat.

* * *

Bei den Jesuiten in Stonyhurst

Ein deutscher Universitätsprofessor sagte mir vor meiner Reise, die unhöflichsten Menschen in England habe er bei den Jesuiten getroffen. Mir war es in Oxford anders ergangen: Die Herren zeichneten sich durch große Freundlichkeit und Dienstfertigkeit aus.

So wagte ich eine Fahrt nach Stonyhurst, einer mehrere Stunden nördlich von Blackburn gelegenen Boarding School, einem Pensionat mit Gymnasium, einem Besitz der Jesuiten. Ich hoffte, die Schule und ihre geistige Einrichtung gründlich kennen zu lernen.

An einem prachtvollen Herbstmorgen fuhr ich mit dem Zug nach der Station Whalley. Schon von ferne sah ich links auf den grünen Höhen von Lancashire die breite Front des Hauptgebäudes, rings von Laubwäldern umgeben.

In Whalley wurde ich vom Stationsbeamten in so höflicher Weise gegrüßt, daß ich ihn gleich höflich fragen zu sollen glaubte, ob er, der Chef der Whalleystation im Norden Englands, den Schwaben aus dem Süden Deutschlands kenne. „Gewiß kenne ich Sie“, sagte er lachend, „Sie sind gestern in der St. Albanskirche zu Blackburn gewesen, ich kenne Sie heute noch aus den vielen Tausenden.“ Ich konnte das nicht begreifen, aber er fuhr fort: „Niemand hatte ein Kleid gleich Ihnen.“ Aha, also wieder der glückselige Havelock. Wenn ich ein Verbrecher gewesen wäre, hätte es gefährlich werden können. So aber pries der Beamte, nachdem ich hinter seine Allwissenheit gekommen war, nicht nur mich, weil ich seine Gegend mit meinen leiblichen Augen erblickte, er pries auch sein Whalley und die Abteiruinen, die malerisch mit Efeu umrankt in einem Park erhalten werden, er pries Lancashire und seine Leute, pries die guten Landstraßen und noch etliches andere, das ich vergessen habe. Aber alles bescheiden, nett, freundschaftlich.

Die Straße nach Stonyhurst war in der Tat trefflich. Überall Weidegründe, kaum ein Äckerlein, auch keine Obstbäume, dafür Eichen, Eschen, hier und

dort als Zierpflanzen Tannenbäume in den Gärten. Ich begriff: Bodenbau gibt es fast keinen.

Im Vorübergehen wurde ich angefreundet mit einigen Kühen, die auf der Weide gingen. Sie schauten mich so gutmütig an und muhten so fröhlich, daß ich mit sanfter Rührung an unsere deutschen Bewohnerinnen des Stalls dachte, die ebensolche harmlose Augen haben und ebenso muhen. Das tröstete mich Fremdling. Dagegen war nichts zu machen mit Schafen, die langhaarig und schwarzschnauzig sich dem Fraße ergeben hatten und den Wanderer mit durchausiger Gleichgültigkeit behandelten. Selbst die freundlichsten Zurufe konnten sie nicht davon abbringen. Ich denke, sie waren aus China oder Australien eingeführt und daher für deutsche Höflichkeiten nicht zu gewinnen. Von ferne sahen sie aber malerisch aus: wie graue Steinblöcke, die eine Katastrophe in das Wiesengrün geworfen.

Am ganzen Weg bergauf – das ist eigentümlich — steht kein Wirtshaus. Anderthalb Stunden lang kein Wirtshaus! Doch ‚versieht‘ eine Frau X mit ‚Tee und heißem Wasser‘. Ich ging mit Verachtung daran vorüber.

Bei einer alten Kirche hielt ein junger mit kurzem Kittelchen bekleideter Jesuit Ausschau. Ich grüßte ihn, er sagte, ob der Erzbischof von Westminster in Whalley nicht ausgestiegen sei. Ich: Nein, niemand gesehen. Er: Man erwarte den Erzbischof, er müsse auslugen und mit dem Rad zurückfahren, um seine Ankunft anzuzeigen. Ich sagte ihm noch, daß ich zwar kein hoher Herr sei, aber ich sei eigens hierhergekommen, um das Kolleg und seine Einrichtung kennen zu lernen. Doch der Mann hörte es kaum. Bald holte er mich ein und fuhr vorüber, ohne ein Wort zu verlieren.

Als ich oben um $^1/_2$1 Uhr anlangte, war ich furchtbar ermüdet. Ich trat in den prächtigen Platz vor dem Hauptgebäude. Das Ganze gleicht keiner Schule, eher einem feudalen Herrensitz. Was Stonyhurst ursprünglich auch gewesen war: Im Jahr 1794 hatte ein Schüler der Jesuiten, der reiche Thomas Weld, das Schloß und Umgebung seinen früheren Lehrern zur Verfügung gestellt.

Vor der Eingangstüre standen drei feine Automobile: Die Herren waren nicht mit der Eisenbahn gekommen, sondern im fortschrittlicheren Auto. Ich hatte kaum einen Blick auf das Äußere des Hauses und die Autos geworfen, als eilends ein Jesuit, wohl ein Laienbruder, auf mich zulief und, bereits von dem Radler unterrichtet, mir in unhöflicher Weise erklärte, ich könne jetzt das Haus nicht sehen, es sei eben Lunch für die hohen Herren, man könne mich jetzt nicht brauchen. Im Bewußtsein meines guten Gewissens erklärte ich, daß ich nicht das Geringste an Geld und Gut von ihm und seinem Hause wünsche, er täusche sich, wenn er glaube usw. Ich warte ja gern kurze Zeit. Nein, nein, versetzte er, vor zwei Stunden dürfe ich nicht wiederkommen. Auch der einzige deutsche Professor, der hier lehre, sei nicht zu sprechen. Ich sagte, dann möge er mir wenigstens sagen, wo in dieser Gegend ich die zwei Stunden zubringen könne. Unwillig zeigte er in der Landschaft herum: ‚Wo Sie wollen‘. Dann lief er davon.

Ich war verblüfft über diese — Gentlemansmanieren. Ringsum gehört alles der Anstalt, nirgends sah man ein Dorf, und ich war schon im Begriff, nach Whalley zurückzukehren und mit dem menschenfreundlichen Stationsbeamten, wenn möglich, ein paar Stun-

den in eine Kneipe zu sitzen, da traf ich eine ältere Frau. Diese zeigte mir den Weg zu einem ¼ Stunde entfernten Wirtshaus.

*

Ein liebenswürdiges feines Mädchen von etwa 20 Jahren bewillkommnete mich Fremdling mit freundlichsten Worten. Alles in diesem Haus schien die Sauberkeit und Gefälligkeit selbst zu sein. Ich ging in den Wirtschaftsräumen umher. In der ‚Bauernstube' ein mächtiger Ofen, der eine Verbindung eines deutschen Kachelofens und eines englischen Kamins vorstellte — offenes Feuer, das muß ja sein. Die Türen primitiv mit Holzriegeln geschlossen, die Fenster wie überall in England. Im ‚Herrenstüble' einige Ölfarbendrucke, Jagdszenen von gleichem ‚Kunst'wert wie bei uns. Wenn sie nicht gar, wie ich vermute, in Deutschland fabriziert und in das einsame Dorfwirtshaus in Lancashire verschlagen worden sind.

Bald tischte das liebe Mädchen auf, was es für mich passend hielt, zuletzt guten Tee. Dazu Eierrahm (Custard) und Pflaumenpasteten (Damson Pie) und ein halbes Dutzend anderer Zugaben. Das Mädchen weihte mich in deren Herstellung ein, aber bei meiner geringen Begabung für Küchengeheimnisse habe ich mindestens die eine Hälfte jeden Rezepts vergessen, ich will daher auch die andere verschweigen, da sie ja doch wertlos sein würde. Gut waren die Sachen auf jeden Fall. Dann sprachen wir über Kleider und Hüte, Küche und was damit zusammenhängt, sie war sehr wißbegierig, wie es in diesen wichtigen Frauenangelegenheiten bei uns Deutschen gehalten wird. Sie war noch nicht weiter als nach

Manchester gekommen, zeigte aber so viel feine Art und flinke Eleganz des Geistes, sprach auch so schön Englisch, daß ich sie wohl nicht zu unrecht für eine ‚höhere Tochter‘ hielt.

Wenn ich wahrhaftig sein soll, muß ich gestehen, daß ich als liebstes Andenken an Stonyhurst die Erinnerung an dieses sonnige Mädchen mit seinen freudestrahlenden Augen mitgenommen habe.

*

Ich beschloß, im Kolleg nochmal einen Versuch zu machen. Als ich ankam, waren die Besuche abgereist. Auf den großen Plätzen vor dem Hause wimmelte es von Zöglingen, die in roten und weißen Sportkleidungen und kurzen Hosen Fußball spielten. Es mochten etwa 300 gewesen sein aus allen Altersstufen. Sie hatten zu Ehren ihres Besuchs einen Holiday, einen Vakanztag.

Ich selbst war offenbar auch jetzt noch sehr unwillkommen, und man machte durchaus keine Miene, mir das zu verheimlichen. Der Bruder, der mich früher so unbrüderlich abgefertigt hatte, war auch jetzt zur Stelle. Er führte mich an vielen auf und ab spazierenden Patres vorüber zu einem großen Manne mit Dieneraussehen, Backenbart usw. Der prüfte mich mit geringschätzigem oder unwilligem Blick, winkte einem Küchenjungen von 18 Jahren und sagte ihm, er solle mich führen. Der Küchenjunge machte seine Sache so gut als es eben ein Küchenjunge kann. Er wußte natürlich über die Studien null und nichts. Ich erhielt, wenn ich fragte, meist die Antwort: ‚Das kann ich Ihnen nicht sagen‘, was ich dem gutmütigen Burschen keineswegs übel nahm. So mußte ich mich zu-

nächst mit dem Äußeren zufrieden geben. Ein glänzend, ja luxuriös eingerichtetes Haus, reich mit Bildwerken ausgestattet, die Erholungsräume weit schöner als die Studienräume, die dem Studium angemessen scheinen, das der Engländer allem nach auch hier nicht allzu heftig betreibt. Wozu sollte Stonyhurst mehr verlangen als andere Anstalten und dadurch Schüler fernhalten? Die Räumlichkeiten im ganzen sind, das wurde mir klar, für andere Geldbeutel bestimmt, als es der eines deutschen Gymnasiasten zu sein pflegt.

Das Schönste war die Rundsicht vom Dache aus. Die Gärten, Teiche, die Wälder, welche den Anprall der Stürme abwehren, die Sternwarte — ein tadelloses Landgut eines reichen Lords. Scharfe, reine Höhenluft, weithin keine Stadt, tiefe Stille — ein beneidenswertes Studienheim.

*

Über die Studien selbst habe ich später einem Prospekt folgendes entnommen: Das Kolleg hat eine Vorbereitungsschule, dann einen gewöhnlichen Schulkurs von 7 Jahren (die Klassen tragen noch die alten, heute unzutreffenden Namen Rhetorik, Poesie, Syntax, Grammatik, Rudimenta, Figuren und Elemente) und endlich kann wer will noch einen Kurs Philosophie oder sonstiger höherer Studien durchmachen: Nationalökonomie, Vorbereitung für erste Chemie- und Medizinprüfungen, für alle Prüfungen eines Rechtsanwalts u. a. Die Rhetorikklasse drillt für eine Prüfung, die eine Aufnahmeprüfung in Oxford und Cambridge und eine solche an den Kolleghäusern jener Universitäten überflüssig macht.

Dem Prospekt von 1907 nach legt man in den 7 Klassen den Hauptnachdruck auf alte Klassiker, Englisch und Französisch, Deutsch findet sich nicht, offiziell wird es also nicht gelehrt. Das Preissystem ist reichlich ausgebildet, jährlich werden etwa 3000 Mk. verteilt. Auch einige Stipendien gibt es. Und die notwendigen Kosten? Eintritt 42 Mk., Wohnung und gewöhnliches Pensions- und Schulgeld 525 Mk. fürs halbe Jahr, Taschengeld 1 Mk., die Kleinen 50 Pf. in der Woche, Cricketklub obere Klassen 21, untere 10—15 Mk., Fußball 2,50 Mk., Bücherei 6 und 4 Mk. im Jahr, Benützung von Schulbüchern 10 Mk. halbjährlich, Zeichnen und Singen in zwei niederen Klassen 10 Mk. im halben Jahr, Kadettencorps (zwei Corps, von denen das ältere an das East Lancashire-Regiment angeschlossen ist) 10 Mk. halbjährlich, Kosten der Uniform 25—28 Mk., dazu Arzt usf. Wahlfrei dagegen ist: Musik instrumental 84 Mk., Orgel 110 Mk. im halben Jahr, Singen 3,50 Mk. pro Stunde. Zeichnen (ohne Materialien) 31,50 M., Fechten, Boxen, Gymnastik je 15 Mk., Zimmerhandwerk (ohne Holz und Werkzeug) 15 Mk. halbjährlich. Privatstunden 2,50 Mk.

Man sieht, daß die Unterschiede zwischen einem deutschen und einem englischen Pensionat erheblich sind.

*

Als ich wieder der Station zuging, spazierte der radelnde Ausluger ganz gemächlich mit einem Kollegen auf der Straße. Einem Fremden, der so großes Interesse gehabt hätte, seine Anstalt und ihre Einrichtung zu zeigen, dazu fehlte es an Zeit. Ich sagte ihm, ich

sei kaum irgendwo in der Welt so elend behandelt worden wie in Stonyhurst. In welchem Andenken ich seine Brüderschaft behalten werde, könne er sich denken, er brauche sich nur vorzustellen, man wäre irgendwo in Deutschland mit ihm so umgegangen, es sei letzteres aber kaum denkbar. Er war in Verlegenheit und suchte die Seinigen zu retten, indem er mich einlud, wieder einmal zu kommen, dann werde man usw. usw.

Aus dem Süden Deutschlands nach Stonyhurst in Lancashire? Sonst nichts mehr.

Aber der Gerechtigkeit halber muß ich diesem Berichte einen Satz hinzufügen: Dieses Benehmen war nicht jesuitisch, sondern — englisch. Da ich über keine Empfehlungen verfügte, habe ich ähnliches mehrmal erlebt, wenn auch nicht in dieser Form.

*

* *

Unbegreifliches

Stolz will ich den Spanier, sagt der König im Don Carlos. Stolz ist John Bull. Auf sein Land, seine Gewohnheiten, seinen Handel, seine Kriegsflotte, seine kolonialen Erfolge, sein Beefsteak.

Er rühmt die religiöse Duldung in seinem Lande. Mit vollem Recht. Neben den Vereinigten Staaten, Brasilien und Japan sind zurzeit England und seine Kolonien die wahren Länder religiösen Anstands. John Bull lebt und läßt leben. Wenigstens seit bald einem Jahrhundert. Er hält Kulturkämpfereien, mögen sie sich gegen was immer für eine Religionsgemeinschaft richten, für das Überflüssigste auf der

Welt. Er hat keine Zeit dazu, findet als Gentleman auch keinen Geschmack daran. Er bekommt keine nervösen Aufregungen, wenn er, der Protestant, neben der Londoner Paulskirche durch die Paternosterstraße oder die Ave Maria-Gasse gehen muß. In Frankreich wären daraus längst Voltaire- oder Rousseaustraßen geworden.

Besonders fällt diese Duldung auf in den großen Zeitungen des Landes. Ich habe mich stets gewundert, mit welcher Unparteilichkeit und Großherzigkeit die Weltblätter Londons den Kirchen gegenüberstehen, und nicht minder darüber, daß fast alle sich täglich mit religiösen Fragen beschäftigen. Viele haben eine ständige Rubrik ‚Die Kirche‘, in den Times heißt die Sparte ‚Ecclesiastical Intelligence‘ (kirchliche Mitteilung). Hier sprechen Redaktion und Leserschaft sich aus, hier werden Fragen gestellt, die oft weiten Nachhall finden, hier ist nicht selten die Bahn zu fortschrittlichen und vernünftigen Ansichten freigemacht worden. In aller Ruhe darf man hier seine Meinung sagen und eine andere bekämpfen, ohne auf den Scheiterhaufen zu kommen.

Ich schätze alles Edle und Freiheitliche am englischen Volk, auch dieses Interesse und seine öffentliche Betätigung. Mir schien immer, als ob der Engländer uns hierin um ein gutes Stück voraus wäre.

In manch anderem finde ich freilich seinen Stolz oder sein geistig beschränktes steifes Festhalten am Ererbten — hie und da wird es wohl beides zugleich sein — für lächerlich. Kein Grundsatz steht nämlich in England fester da als: Je älter desto besser. Selbst wenn das Alte unpraktisch ist, es wird beibehalten. Konservative Gesinnung bis zur Lächerlichkeit.

Oder wer sollte nicht lachen, wenn er Englands Rechtsanwälte und Gerichtsbeamte in Perücken auf den Straßen sieht, junge Männer mit weißen Perücken, deren Haare — Pferdehaare sind? Diese Leute leben, wenigstens mit ihrer Kopfbedeckung, noch im 18. Jahrhundert. Und wie es scheint, wagt sich niemand an diesen komischen Zopf.

Dann die englische Sprache. Die meisten Wörter werden anders ausgesprochen als geschrieben. Übertreibend hat man schon gesagt: Schreib Elefant und sprich Rhinozeros. Woher kommt das? Die Aussprache entwickelte sich beständig weiter, die Schreibweise aber blieb, wie sie im 16. Jahrhundert gewesen war. Bei uns wird mindestens alle 20 Jahre eine neue Rechtschreibung erfunden, jedesmal eine ‚verbesserte‘; der Engländer hat seit 300 Jahren seine gute Ruhe vor solchen Attentaten. Man kann sich denken, wie schwer die kleinen John Bulls richtig Englisch schreiben lernen, denn sie haben zwei Sprachen zu bewältigen, eine geschriebene und eine gesprochene. Wäre die Sprache sonst nicht so spottleicht, sie wäre schwerlich Weltsprache geworden.

Roosevelt, der Präsident der Union, hat vor kurzem den Versuch gemacht, eine gründliche Reform herbeizuführen: er will, daß man ungefähr so schreibe wie man spricht. Das geschriebene Englisch sieht dann allerdings heiter aus. Irgend einen Erfolg wird Roosevelt nicht erzielen. Schon vor 200 Jahren, als man den gleichen Versuch machte, hat Addison ihm die nötige Antwort gegeben, wenn er sagt: „Die Freude, unsere Sprache zu kürzen, hat einst so weit geführt, daß einige unserer gefeierten Schriftsteller begannen, ihre Worte von allen über-

flüssigen Buchstaben zu reinigen, um die Schreibweise mit der Aussprache in Übereinstimmung zu bringen. Aber das würde alle unsere Wortbildung verwirrt und unsere Sprache ganz zerstört haben." Wie Addison denkt heute wohl jeder normale Engländer.

Etwas vom Allerunbegreiflichsten war mir in England der tolle Wirrwarr, der in Maßen und Gewichten herrscht. Auch er ist auf die konservative Gesinnung zurückzuführen, die etwas Besseres nicht annehmen will oder kann. Während wir Gott danken, daß die Gulden- und Fußrechnerei glücklich überwunden und das Dezimalsystem eingeführt ist, scheint der Engländer mit seinen himmelschreienden Maßen ganz zufrieden zu sein. Einige Beispiele! Was ist ein Meter? Sehr einfach: 100 cm. Was ist aber ein thread? Ein Rätsel:

Bei Baumwolle ist ein thread	= 137 cm,
bei Leinen- und Hanfgarn auf einmal	= 228 cm,
bei Maschinengarnen rechnen manche gar	= 274 cm,
bei Seidengarn wieder	= 121 cm,
und bei Wolle vollends bloß	= 91 cm.

Und so geht es bei den Maßen lustig weiter. Ein gleiches Babel herrscht bei den Gewichten. Verlangst du ein Pfund Tee, so wiegt das 453 gr, ein Pfund in der Apotheke aber nur 373 gr. Warum, weiß Gott. Die Metzger kaufen nach stones (Steinen) = $3^1/_2$ kg; beim Nachbar Bäcker gilt ein Stone wiederum fast das Doppelte, $6^1/_2$ kg. Ein Barrel kann neunerlei wiegen, je nach der Ware, eine Unze kann 28, aber auch 31 gr bedeuten. Und so fort bis ins Abenteuerliche.

Auch mit dem Gelde tut sich der Fremde anfangs schwer, weil das englische Münzsystem drei Einheiten kennt (nicht wie wir zwei, Mark und Pfennig). Dort wird mit Penny, Schilling und Pfund Sterling gerechnet, am Ende auch noch mit Guineen (21 Mk.). Eine Rechnung lautet also z. B. auf 18 Pfund Sterling 7 Schillings 8 Pence; wir würden viel übersichtlicher sagen 367 Mk. 64 Pf. Das Zusammenzählen der Pence muß ebenfalls geübt sein, da ein Schilling nicht etwa in 10 oder 100 Teile geteilt ist, sondern in 12. 10 Pence + 7 + 9 + $5\frac{1}{2}$ + 9 = 3 S $4\frac{1}{2}$ d. Doch das lernt man bald. Unsere Guldenrechnung war einst ähnlich unpraktisch. — —

Ein Engländer hat mir einmal gesagt, von einem ‚süßen Heim' mit dem Dichter zu reden liege bei ihnen kein Anlaß vor, solange die meisten seiner Landsleute ein eigenes Heim sich gar nicht erwerben können. Wären sie auch noch so reich — sie können Grund und Boden zu einem eigenen Haus nur selten sich erkaufen — eine der jämmerlichsten, unbegreiflichsten Chinesereien, die man in England antrifft, unwürdig eines fortgeschrittenen Volkes.

Die Chineserei ist aber die: Fast allen Grund besitzen die Reichen und Vornehmen, die Universitäten, die Kirchen. Der Boden einer so gewaltigen Stadt wie London z. B. gehört zum größten Teil einigen Personen, einem Herzog von Westminster (der in der Minute 20 Mk. einnimmt), einem Herzog von Bedford u. a., und die meisten Häuser sind daher nur auf fremden, gepachteten Grund gebaut. Sie sind Leaseholdd, Pachtung, kein Eigentum, kein Freehold.

Die glücklichen Besitzer also verpachten Grund und Boden, meist auf 99, hie und da auch nur auf 49

Jahre. Jedes Jahr ist Pacht zu zahlen, und die Herren Besitzer verstehen da keinen Spaß. Sind diese 99 Jahre vorüber, so fällt der Grund und alles was auf ihm steht, mag es auch ein großes Gebäude sein, an den Eigentümer des Bodens zurück, wenigstens nach dem Gesetz, wenn in Wirklichkeit auch milder verfahren wird. Immerhin muß der Käufer eines Hauses damit rechnen, daß in so und sovielen Jahren die Lease, die Miete abläuft, und danach berechnet sich der Preis, den er zahlt. Zu dieser Berechnung hat man eigene Tabellen.

Diese Zustände erinnern an das altjüdische Gesetz, nach dem alle 50 Jahre im ‚Jubeljahr' verkaufte Güter ohne Kauf an die früheren Besitzer zurückfielen.

Was bei uns, besonders auf dem Land, auch armen Leuten möglich ist, selbstbewußt sprechen zu können: Das gehört mir, dieses Gärtchen, dieser Baum, diese Wiese — das gibt es in England nur selten. Ich habe drüben oft die Klage gehört, daß man dort so viel die Wohnungen wechsle und nirgends festsitze. Zu einem guten Teil kommt das gewiß von den Eigentumsverhältnissen her.

Selbst der Reichste kann gegen die Besitzer nicht an. Die Regierung hat zwar im Jahre 1875 ein Gesetz veröffentlicht, wonach Zwangsenteignungen möglich sind, um ungesunde Stadtteile zu verbessern, und Joe Chamberlain war wohl der erste, der es als Bürgermeister von Birmingham unter ungeheuren Schwierigkeiten anwandte, aber im allgemeinen läßt sich denken, daß die ausführenden Gerichte und Körperschaften nur im Notfall solch heikle Dinge ernstlich anfassen wollen.

Alte Zöpfe dieser Art werden im Leben der Völker nur durch Revolutionen beseitigt. Aber England hat

eben kein 1789 und kein 1848 erlebt und wird auch keines erleben. Und so werden auch die kommenden Geschlechter des ‚freien‘ Englands hübsch frei in — Miete wohnen.

* * *

Auf der Insel Man

Vierzehn Tage war ich im Baumwollenbezirk von Lancashire umhergewandert. Vierzehn Tage hatte ich das Surren der Räder, den Lärm der Maschinen gehört. Da fühlte ich, daß niemand ungestraft unter den Schornsteinen englischer Städte wandelt: Als ich in Liverpool ankam, war ich furchtbar ermüdet. Die Stadt ekelte mich an mit ihrem Rauch und Schmutz, mit ihren Straßen voll von Baumwollresten. Sie ist wert, in der ersten Stunde verlassen zu werden.

Nur der Landungsplatz und die 50 Docks, die sich 10 Kilometer weit am Flusse ausdehnen, hielten mich fest. Große Überseedampfer ziehen langsam, langsam den Merseyfluß herauf, beladen mit Menschen und Gütern aus fernen Zonen, bedächtig werden sie an den schwimmenden Kai gelotst. Und nun stürmen diese Menschen in Strömen die Absteigbrücken von der Höhe des Schiffs hinab, glücklich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, neugierig wie ihr Leben sich nun gestalte — ein spannendes Schauspiel für den, der nicht gerade so niedergeschlagen ist, wie ich es war.

Mitten im Flusse hängt in stolzer Ruhe ein mächtiger Fünfmaster an den Ankern, bereit, morgen in See zu gehen. In See! Wie lockte dieses Wort!

Und wirklich: Das nächste Schiff trug einen Flüchtling an Bord, einen Menschen, der dem englischen Leben einige Tage entrinnen wollte — hinüber zu der lieblichen Insel in der irischen See, auf die Insel Man.

Aber ich will diese idyllischen, friedlichen Tage in meiner Seele schlummern lassen und mit ihnen all den Duft der Berge und das Leuchten der morgendlichen See. Träume weiter, du altes, geisterhaftes Ruinenschloß in Peel, du sanfter Wogenschlag von Ramsey, und lebet froh, ihr lieben Menschen, die ich da drüben getroffen. In euern Adern fließt mehr keltisches Blut, frischeres, fröhlicheres, aufgeweckteres und das tut wohl, nachdem man England „genossen" hat.

*

* *

Ein Brief über die Frauen

Vieledle Donna!

Zuerst ein Geständnis der Furcht! Ich trage Bedenken, von den englischen Frauen zu sprechen, die in den mittleren und unteren Ständen nicht den gleichen Ruhm verdienen, wie unsere deutschen Hausfrauen. Wenn ich das behaupte und beweise, könnten sich deutsche Leserinnen am Ende verbündet erklären und sich mitbeleidigt fühlen.

Auch mit den Engländerinnen möchte ich es nicht verderben. Doch habe ich schon früher gesagt, wie schön viele von ihnen seien, Engelgesichter, würdig des Pinsels eines Burn Jones und Dante Gabriel Rossetti — und so traue ich mich doch, meine Feder zu spitzen. Für Männer wird das Folgende zu langweilig sein, mögen sie ruhig weiterblättern.

Sie kennen, Verehrte, die Durchschnittsengländerin der besseren Stände aus ihren Reisen in Deutschland: die Fräulein mit den unmöglichen Kostümen, den unaussprechlichen Radfahrkappen mit Vordach, den mageren Gesichtern, rot wie Alpenglühen (wofür sie natürlich nicht haftbar sind), die alles besser wissen und möglichst wenig bezahlen wollenden Damen — aber Sie dürfen John Bull nicht nach manchem seiner reisenden Onkel beurteilen und seine weibliche Hälfte samt Fräulein Töchter auch nicht. Man muß englische Familien selbst gesehen haben, die Arbeiterfrau, dieses arme ‚materialisierte Geschöpf', gebeugt unter Arbeit und die Roheit des Mannes, wie die Frau des guten Bürgerstandes. Weiter hinauf kenne ich die Frauen und Mädchen in England aus eigener Anschauung nicht. —

Was sollen die vielen Mädchen, die nicht heiraten können, anfangen? Sie gehen zur Post, wo sie sich bewähren, sie werden Lehrerinnen (in weit größerer Zahl als bei uns), sie besuchen, wenn sie Mittel genug haben, die Universitäten Oxford und Cambridge oder das Ladies' College in Cheltenham mit seinen 800 Schülerinnen, von wo sie nicht gerade den Doktorhut, aber gute Zeugnisse fürs Lehrfach zurückbringen. Denn sie sind dort gewöhnlich fleißiger als die ‚Herren der Schöpfung'. Dann suchen sie ihr Brot zu verdienen, so gut es geht — oft ein mitleiderregender, mühe- und entsagungsvoller Lebensgang.

Sie werden sagen: das ist doch nichts besonders Englisches, dieses Elend kennen wir auch zur Genüge. Gewiß wahr. Aber von einer Beschäftigung, wie sie englische Fräulein und auch Frauen zur Zeit der Wahlen finden, habe ich in Deutschland doch nie ge-

hört. Sie werden „Stimmenwerber": sie gehen zu den Wählern, um sie zu beeinflussen. Studium der Parteifragen, ein hübscher Hut, nettes Lächeln und gute Redegabe sind Hauptbedingungen, um Erfolge zu erzielen. Es soll schwer sein, solch liebenswürdigen Geschöpfen zu widerstehen. Unmöglich aber wäre es, wenn sie mit Künsten arbeiten würden, wie sie früher einmal angewandt worden sind. Hören Sie, wie die wunderschöne Herzogin Georgine von Devonshire zusammen mit ihrer Schwester im Jahr 1784 dem Wighman (Liberalen) Fox den Parlamentssitz von Westminster erobern half. Gegen Fox stand die Regierung mit dem mächtigen Pitt an der Spitze, für Fox die liberale Aristokratie (was eben in England liberal heißt) und die schöne Herzogin. Was tat diese Dame? Sie wußte, daß die beste Verteidigungswaffe der Frau die Tränen, die beste Angriffswaffe das Lächeln sei. Wußte auch (wenn Sie gestatten, es zu sagen), daß die redende Frau immer anderthalbmal recht hat. Aber unsere Herzogin wußte noch mehr. Sie besuchte die Wähler des Bezirks, selbst die einfachsten, und fragte lächelnd: „Nicht wahr, Sie stimmen für Mister Fox?" Und wer ja sagte, erhielt einen allerliebsten Kuß. Die Konservativen erfuhren von diesem Manöver, gaben dem alten Jesus Sirach recht, der einst gesprochen: „Es ist keine List über Frauenlist" und schickten sofort ihre auch wunderschöne Lady Salisbury ins Treffen. Doch ohne Erfolg. Fox siegte mit großer Mehrheit, und der unartige Chronist bemerkt dazu trocken (verzeihen Sie, wenn ich die empörende Bosheit hier anführe): „Die Herzogin war 26 Jahre alt und Lady Salisbury 34."

*

Aus dem Gewühl einer längst vergangenen Parlamentswahl kehre ich ins stille Heim zurück und lege Ihnen, da Sie von Küche und Haus gewiß lieber hören als von Politik, einige Beobachtungen vor, die ich über die Haushaltungskünste englischer Frauen gemacht habe. Wenn diese Beobachtungen keine glänzenden Ergebnisse erzielt haben, so ist das nicht meine Schuld.

Wenn die Lieb' ein Ende hat, fangt sehr gut zu kochen an — hat jemand den Frauen geraten. Die englische Frau kann das nicht wohl tun, denn in der Regel steht ihre Kochkunst zu allen Zeiten der Ehe auf bescheidener Stufe. Wenn es die Jahreszeit erlaubt, kocht sie für die ganze Woche oder doch für mehrere Tage ihren Braten, von ihm wird dann die Woche über heruntergeschnitten. Sonntags wird oft nicht gekocht, man holt am Samstag ein großes Stück Fleisch und schiebt es in den Ofen, wie es ist. Der Sinn für das Frische scheint überhaupt in der englischen Küche weniger bekannt zu sein als bei uns. Einem richtigen Engländer fällt es gar nicht ein, etwa zum Morgenkaffee frischgebackenes Brot zu verlangen. Von schmackhaften Sosen — kein Gedanke. Von guten Suppen — ebensowenig. Es gibt genug englische Häuser, in denen das ganze Jahr hindurch keine Suppe gekocht wird; Fleischbrühe trinkt man. In solchen Häusern erhält man zum Essen keinen Löffel. Ein Deutscher hat mir einmal gesagt: „Wenn sie Fleisch nicht hätten, hätten sie nichts." Ja, aber sie können nur gutes Fleisch brauchen; Abfälle in der Küche zu verwerten, ist nicht englisch. Daher kommt das Leben drüben teuer, obwohl das gefrorene Fleisch weit billiger ist als das in Deutschland. Zucker (das Pfund

von 12—16 Pf.), Tee (schon um 1,50 Mk. ausgezeichnet) sind ebenfalls billig; Milch kostet 16 Pf. das halbe Liter, englische Butter 1—1½ Mk., Eier 8—12 Pf. Alles in London.

Von der Gemüsekocherei habe ich nie einen anderen Eindruck gewonnen als den der Kindlichkeit. Kartoffeln schälen und sieden, einen Kohlkopf sieden und einen Würfel von ihm auf den Tisch stellen, das ist doch wohl kindlich. Ich habe gesehen, wie Salat gegessen wird: man nimmt die einzelnen Blätter, taucht sie in Salz — damit fertig. Ein Herr, der bei einem Pfarrer auf dem Land in Pension war, erzählte, die Gurken seien dort ganz auf den Tisch gestellt worden; wer wollte, schnitt sich eine Scheibe 'runter, tauchte sie in Salz und aß. In den Gasthöfen ist dies ein wenig besser.

Ich brauche Ihnen, einer so gewiegten Hausfrau, nicht lange zu sagen, daß auf solche Weise der gewöhnliche Mann nicht gut und nicht billig genährt sein kann. Ein Deutscher, mit dem ich über den Kanal fuhr, erzählte mir, er sei mit einer Engländerin verheiratet, die ersten drei Monate habe er beständig Kopfweh gehabt wegen der Kost, auch jetzt nach Jahren sei er noch nicht daran gewöhnt, er mache sich öfters Kartoffelsalat, Kraut und ähnliches selber. Ich hätte ihm gern zu seiner „Hausfrau" Glück gewünscht. Aber man ist ein Gentleman.

Auch im Flicken, Nähen, Ausbessern scheint mir die Durchschnittsengländerin kindlich veranlagt zu sein. In den niedersten Ständen wird selten geflickt. Man trägt das Kleid bis es kaput ist, dann kauft man ein anderes. Muß man das auf Mangel an Geschmack oder auf Mangel an Erziehung zurückführen? Ich

weiß es nicht. Ich bin nicht so töricht zu sagen, das komme bloß in England vor, aber daß die englische Hausfrau der geringeren und bürgerlichen Stände in diesem Zweig des Haushalts hinter der deutschen Frau zurücksteht, diese Tatsache hat sich mir überall aufgedrängt. Ein ‚Kundiger‘, dem ich seine schwarzen Gedanken über englische Hausfrauen auszureden suchte, wollte mir schließlich nur zugeben, daß unter hundert etwa fünf Ausnahmen seien, und ein junger Deutscher, dem ein englisches Mädchen aufdringlich wurde, fertigte es ab, indem er ihm vorhielt: „Sie können nicht kochen, Sie können nicht flicken, Sie können nicht den eigenen Schurz waschen — also!“ Ein grober Mensch, werden Sie, verehrte Frau, denken, nicht wahr?

Dagegen ist der ‚Salon‘ des englischen Hauses blank und hübsch gepflegt. Schöne Möbel, die aus Kanada kommen und billig sind, ein Sofa, wohl gar ein Klavier. Dieses Stübchen mit schmutzigen Stiefeln zu betreten, welch' ein Vergehen! Eifersüchtig wacht die Hausfrau darüber. Ja, böse Menschen (Männer natürlich) behaupten, weil sie diesen ihren Augapfel so intim hüte und liebe, fehle ihr die Zeit, ‚etwas Rechtes‘ zu kochen . . .

Sie haben mir öfter über Dienstboten geklagt. Beruhigen Sie sich: Auch mit einem unverschämten deutschen Dienstmädchen sind Sie immer noch golden daran. Die englischen sind nun einmal nicht für viele Arbeit. Sonntag rühren sie kaum etwas an. Glänzender Lohn selbstverständlich. Bei all dem vorausgesetzt, daß Sie dort überhaupt ein Mädel kriegen. Eine fleißige deutsche Köchin hätte in England die schönsten Aussichten. Man soll das aber keiner sagen, sonst läuft sie uns davon.

Ich kann meinen Brief nicht schließen, ohne Ihnen noch eine Beobachtung mitzuteilen, die ich über Frauen lieber nicht gemacht hätte: manche Engländerinnen lieben Alkohol mehr als gut ist. In den niederen Kreisen ist das offen zu sehen. In den höheren grassiert das Laster nicht minder, wie ich von vielen Zeugen gehört habe. Das Likörtrinken in hübschen geschliffenen Gläschen ist bei hoch und nieder im Schwung, auch Puddinge mit Rum, Gutselchen mit Whisky gefüllt und andere kleine Täuschereien vermitteln den Alkoholgenuß. Gerade die Damen der „Gesellschaft", die viel Alkohol trinken können und doch sich zu führen wissen, gelten als die unheilbaren. Bei ihnen trifft das Wort Goethes zu: „Die Frauen, gewöhnt, sich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung." Man kann dies vielleicht auch von einem Fall behaupten, den mir ein in hoher Stellung befindlicher Herr erzählte. Ich wollte ihm zuerst nicht glauben, aber ich kenne den Herrn als durchaus wahrheitsliebend. Er sei einmal, sagte er, abends in eine vornehme Familie eingeladen worden, die Dame des Hauses habe am Essen nicht teilgenommen, dagegen sei sie vorher, gestützt von zwei Dienern, zu den Gästen geführt worden. Sie war —

Entschuldigen Sie, Verehrteste, diesen harten Schluß. Ich bin mit noch höherer Schätzung deutscher Mädchen und deutscher Frauen heimgekommen, nachdem ich englische Haushaltungen kennen gelernt hatte. Seien auch Sie in dieser Gesinnung aufrichtigst gegrüßt!

*

* *

Heimweh

Ich habe auf der Insel Man glückliche Tage erlebt. Wenn ich sie mit den in London verbrachten vergleiche, so verdüstert sich die Riesenstadt bis zur Unkenntlichkeit, und Man steigt in sonniger Morgenklarheit vor meinen Augen auf.

Das Leben auf dem Land und seine Arbeit gilt für mich als das Gesunde und Natürliche, nicht das in der Großstadt. Selig muß ich ihn preisen, der in der Stille der ländlichen Flur fern von des Lebens verworrenen Kreisen kindlich liegt an der Brust der Natur — das bleibt wahr, und ich fühlte es in Man.

Als ich aber acht Tage das Inselchen durchwandert hatte, begann etwas den Frieden meiner Seele zu stören, und als das Gefühl länger sich meldete, suchte ich es zu verstehen und ihm einen Namen zu geben und siehe da, es hieß — Heimweh. Es hieß: unaussprechliche Sehnsucht nach einem deutschen Wort. Vierzehn Tage hatte ich keines mehr gehört. In der Ferne sah ich die Berge von Cumberland aus dem Meer tauchen, ich bestieg den Snäfellberg, aber meine Seele sah die Kette der Voralpen am Bodensee. Ich kam in eine Dorfwirtschaft, und ich wollte auf schwäbisch fragen. Die Leute waren freundlich und gut, ich bildete mir ein, ich sei im deutschen Süden. Ja, ich sehnte mich — es muß gebeichtet sein — nach dem abscheulichen London zurück, das ich mit so großem Vergnügen verlassen hatte. Aber man hörte doch

wenigstens hie und da ein deutsches Wort. Ich hatte — Heimweh. Ich leugne nicht. —

Bald fuhr ich Birmingham zu. Eine Gegend, die wehe tut, besonders in der letzten Stunde, die der Schnellzug vor Birmingham durchmißt. Fabrik an Fabrik, Schlot an Schlot. Die Trostlosigkeit selber. Einige Sekunden, und es ist dunkel im Wagen. Die Lichter brennen. Wir fahren wohl in einem Tunnel? Falsch geraten. Man sieht nicht mehr wegen des schwarzen Rauchs, der drückend über der Gegend liegt. Es ist Nacht. Unwillkürlich befragt man die Uhr! Aber nach ihr ist's heller Nachmittag, irgendwo muß es nächstens drei schlagen. Wir sind in der Black Country, im ‚Schwarzen Land'.

Du hoffst, wenn sich das Dunkel von Zeit zu Zeit gelblich lichtet, zwischenhinein wieder blühende Gärten, anmutige Wälder, ein freundliches Landhaus zu erblicken? Man lächelt über deine naive Unwissenheit. Nur Fabriken siehst du, schwarze Häuser, Sümpfe und Berge. Wirkliche Berge, aber sie bestehen aus Schlacken, den Auswürflingen der Hochöfen und Dampfkessel. Ansehnliche Hügel, Heunenburgen, unter denen aber kein Riese schläft. Werden sie alt, so wächst krankes Grün auf ihnen . . .

Nur den schmutzigen Kanälen entlang ziehen Pferde an Kohlenschiffen traurig, voll Melancholie . . .

Ich hatte Heimweh, sehnsüchtiges Heimweh.

*

* *

Bei den Benediktinern in Erdington

Tiefe Befriedigung erfüllte mich, als ich die Schwelle der Sankt Thomas-Abtei in Erdington überschritten hatte und Väter und Brüder dem Schwaben die Hand drückten und ihn willkommen hießen. Zuerst wurde freilich geprüft, ob er auch ‚echt‘ sei, aber man lernt das in England und nimmt es nicht übel.

„Haben Sie den Weg bis zu uns gefunden?“ rief der Abt, eine westfälische Reckengestalt, mir entgegen. Er hatte recht: der Weg vom Schwabenland in die Gegend um Birmingham ist nicht so einfach. Ein Pater aus Stuttgart, der bald 40 Jahre in England lebt, lächelte wie in seligen Kindheitserinnerungen, als er von der Heimat hörte. Mehrere deutsche Brüder, darunter zwei Schwaben, sind in der Küche mit Ruhm und Ehre tätig. „Seit ich hier bin, seit 13 Jahren, habe ich noch keinen schwäbischen Landsmann gesehen, Sie sind der erste“, sagte der eine und ein anderer mahnte: „Erzählen Sie doch von daheim.“ Und da gab es schon etwas Erkleckliches zu schwatzen. Heimat bleibt eben Heimat.

Ich lernte den Prior John Chapman kennen und Beda Camm, zwei angesehene Schriftsteller, von denen der erstere fließend Deutsch spricht. Beide waren früher Mitglieder und wenn ich nicht irre, Geistliche der englischen Staatskirche. Drei Herren haben sich besonders um mich angenommen: ein Elsässer, ein Hohenzoller und ein stiller Schwabe. Ich schulde ihnen großen Dank, denn ich habe viel von ihnen gelernt.

Was ich aber auf den folgenden Seiten alles behaupte, möge ja nicht ihnen oder den anderen Herren in Erdington aufgebürdet werden, es sind nur meine eigenen Ansichten, die niemand zu glauben braucht.

Die Abtei ist eine Tochter Beurons, der bekannten Kulturstätte im Hohenzollernschen. Engländer und Deutsche wohnen hier friedlich beieinander, beschäftigt mit Gottesdienst, Wissenschaft und Seelsorge. Mehrere, und ich glaube nur deutsche Mitglieder sind die Pfarrer der Katholiken von Erdington. Man könnte Erdington eine Vorstadt von Birmingham nennen, obwohl es troß seiner 19000 Bewohner keine ‚Stadt' ist.

Der milde Geist des heiligen Benedikt ruht auf diesem Haus und versöhnt die verschiedenen Charaktere und Anschauungen und Nationalitäten. Er offenbart sich auch in der freundlichen Gastlichkeit, die hier geübt wird gemäß dem Worte, das der Patriarch des alten Mönchtums in seiner ‚Regel' hinterlassen hat: seine Jünger sollen den Fremdling aufnehmen gleich Christus.

Eine Volksschule

Eben wurde das Jubiläum der 25jährigen Tätigkeit einer der Dominikanerinnen gefeiert, welche die katholische Schule in Erdington besorgen. Ich sollte als Ausländer natürlich an der kleinen Festlichkeit auch Anteil haben.

Frauen, viele Frauen unterrichten in den englischen Volksschulen — das ist die erste Eigentüm-

lichkeit des dortigen Schulwesens, die mir auffiel. Um die den unsrigen so ungleichartigen Verhältnisse zu kennzeichnen, muß ich kurz die Statistik des Jahres 1905/06 meinen Lesern vorführen. In jenem Jahr unterrichteten in England und Wales:

	Männliche	Weibliche
Geprüfte Lehrkräfte (aus Seminarien)	20 476	24 074
Geprüfte (nicht aus Seminarien)	8 938	30 786
Ungeprüfte, einschließlich der provisorisch Geprüften . .	4 928	35 821
Provisorische Assistenten . .	469	2 778
Hilfslehrer	91	19 776
Lehramtspräparanden (Schüler-Lehrer)	4 933	20 930
Präparanden-Aspiranten . .	79	—

Diese 174 000 Lehrkräfte — deren Namen und Bedeutung ich allerdings erst erklären sollte, das würde aber wohl schwerlich interessieren — sind an Staats- oder Gemeindeschulen und an freiwilligen konfessionellen angestellt. Erstere zählten 1905/06 nicht ganz, letztere etwas über drei Millionen Schüler. Jede Konfession kann, wenn sie Kinder genug hat, eine Volksschule eröffnen, welche der Board of Education (wir würden sagen das Schulministerium) nach Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen übernimmt. Er zahlt diesen Schulen die Lehrer- und Lehrerinnengehälter, aber auch Zuschüsse für Schulmaterialien (in protestantischen Schulen sogar die Bibeln für die Kinder). Die Konfessionsgemeinschaft hat nur zwei Dinge zu tun: die Schulgebäude gut zu unterhalten und, wie es billig ist, sich die staatliche Aufsicht

gefallen zu lassen. Dafür, daß sie die Gebäude unterhält, hat sie das Patronatsrecht über die Schulstellen, kann Lehrer anstellen und entlassen.

Der Zuschuß der Regierung richtet sich nach der Anwesenheit der Schüler (daher genaue Listen über Fehlen und Nichtfehlen der Kinder) und nach dem Befund des Schulinspektors, der mehrmals im Jahr unangemeldet kommt und prüft. Je nachdem der Inspektor findet, daß es eine ‚bessere' oder ‚mindere' Schule ist, fällt der Staatsbeitrag aus.

Niemand wird leugnen, daß diese Behandlung der Schulen überaus nobel und rücksichtsvoll ist. Aber auch niemand, daß die Verschiedenheit der Schulen ein buntes Durcheinander erzeugt. Auch klagen die Dissenters, die zahlreichen nicht zur Kirche von England gehörenden Protestanten, daß ihre Anschauung zu kurz komme, da es Staatsschulen nicht überall gebe und sie eigene Schulen nicht aufbringen. So begreift man, wie in den letzten Jahren immer wieder Versuche gemacht werden konnten, um das Schulgesetz zu ändern. Nur Leute, welche die Sachlage nicht verstehen, können behaupten, diese Bestrebungen seien dem Übermut der ‚Feinde des Christentums' entsprungen. —

Als wir in die Schule kamen, waren die Kinder schon alle versammelt. Die Schullokale sind einst eine kleine Kirche gewesen. Das Schiff wurde durch Bretterwände abgeteilt und so entstanden Klassenräume. Ich habe das gleiche auch sonst gesehen, in Volksschulen und höheren. Die Wände gehen meist nicht bis an die Decke, sondern schaffen nur Abteilungen. Wenn laut gesprochen wird, hört man nebenan alles — pädagogisch gewiß eine zu verwerfende Sitte, an der in England aber niemand Anstoß zu nehmen scheint. Ent-

fernt man die Holzwände, so ist der Festsaal fertig. So hatte man es auch heute gemacht.

*

Wer das erste Mal in englische Schulen kommt, frägt sich erstaunt, was denn die vielen kleinen, vier, fünf Jahre alten Knirpse und dockeligen Mädelchen in einer Volksschule zu tun haben, die jeden Morgen kommen und Einlaß erhalten, als ob sie 12 oder 14 zählten. In der englischen Volksschule gibt es eigene Infants' Classes, Kleinkinderklassen, die ungefähr dasselbe treiben wie unsere Kleinkinderschulen, nur daß sie in England noch planmäßig auf die eigentliche Elementarschule vorbereiten und dieser manche Arbeit abnehmen. Man sehe die Statistik von 1905/06, es waren:

Unter	3 Jahren	—	Kind (vor wenigen Jahren zählte man noch solche)	
von	3— 5	„	497 260	Kinder
„	5— 7	„	1 272 527	„
„	7—12	„	3 155 123	„
„	12—15	„	1 063 958	„
über	15	„	5 622	„ (meist verspätete, auch blinde und taube Schüler).

*

Die Kleinen von Erdington strahlten vor Erwartung der Dinge, die sich geheimnisvoll hinter dem Theatervorhang vorbereiteten. Als die Bühne offen war, deklamierte man, führte eine dramatische Szene

auf, der verdienten Lehrerin wurden Glückwünsche ausgesprochen, der Abt hielt eine herzliche Ansprache und im Chorus erscholl ein schwungvolles Festlied:

> **A great and happy day is this,**
> **so full of joy and peaceful bliss ...**

•

Ich möchte kein Handbuch über englische Volksschulen schreiben, das besorgen die englischen Staatsbehörden mustergültig. Aber am Ende langweilt es manche meiner Leser doch nicht, wenn ich noch kurz die Frage beantworte: Wie bereitet man sich in England auf das Amt eines Lehrers, einer Lehrerin vor?

Meistens anders als bei uns. Der Deutsche fängt mit Theorie an, der Engländer mit Praxis. So macht's der Arzt, der Rechtsanwalt, der Gerichtsbeamte, so auch der Volksschullehrer. Als ich in Erdington war, sah ich unter den Lehrerinnen ein junges Fräulein. Sie lernt als Präparandin, indem sie einen halben Tag dem Schulunterricht beiwohnt und selbst zu unterrichten versucht, die andere Hälfte des Tages aber studiert und etwa eine Präparanden- oder Realschule besucht. Die Hauptlehrerin ist gleichsam ihre Meisterin, die ihr raten und helfen muß. Solche junge Leute heißen Pupil-teacher, Schüler-Lehrer, weil sie halb Schüler, halb Lehrer sind. 1905/06 gab es 4933 Boys (Jünglinge) und nicht weniger als 20930 Girls (Mädchen), die Pupil-teachers waren. Die meisten Lehrer studieren auf diese Art 2—3 Jahre, dann gehen sie auf eine Schule (Training College, eine Art Lehrerseminar), in zwei Jahren machen sie ihre

Staatsprüfung und erhalten das Zeugnis eines geprüften Lehrers. Oder auch nicht, je nachdem.

Wer nicht Pupil-teacher war, sondern sich theoretisch vorbereitete, muß trotzdem im Hilfsdienst einer Schule gewesen sein, erst dann wird er in einem Seminar angenommen.

Bei der Prüfung fragt niemand, woher der Kandidat seine Kenntnisse habe, aber wissen und können muß er, was nötig ist. Alles andere ist gleichgültig.

Ich verzichte darauf, diesen Lehrgang und die englische Volksschule zu kritisieren. Grün kann des Lebens goldner Baum sein — auch wenn er nicht in einem deutschen Seminargarten aufwächst. Und so gibt es auch in England treffliche Schulen und tüchtige Lehrkräfte. Aber zu lernen hat das deutsche Schulwesen kaum etwas vom englischen. Ich habe auch die Schulbücher und Lehrmittel betrachtet; Neues entdeckte ich nicht.

*

Beinahe hätte ich das Jubiläum in Erdington aus dem Auge verloren. Die Kinder und die Präparandin spielten noch ein lichtes Feenstücklein und entzückten damit uns alle. Da erhob sich der Herr Schulaufseher und fragte: „Kinder, wollt ihr eine ganz kurze Rede von mir hören?" Yes, yes, yes, tönte es freudig. „Heute nachmittag ist Vakanz." Ein Beifallssturm brach los, wie wenn ein König goldene Guineen großmütig aus seiner Kutsche geworfen hätte: Hurra! Hurra! riefen die Kleinen, klatschten mit den Händen und nochmals Hurra!

*

* *

Ein „Arbeitshaus“

Am Nachmittag sollte ich eine englische Einrichtung kennen lernen, die in alten Zeiten ebenso berüchtigt war, wie die Schuldtürme und Gefängnisse Englands, ein Workhouse (Arbeitshaus). Was das ist? Sehr vielerlei. Zum geringsten Teil ein Zwangsarbeitshaus, als was es ursprünglich gedacht war.

Vor einer kleinen Anhöhe oberhalb Erdington schauen neue und ältere schöne Gebäude herab — das Wörkhaus des St. Albansdistrikts (der nach dem alten Pfarrsystem des Mittelalters berechnet wird — auch eine kleine Chineserei). Das Haus lebt im wesentlichen von der Armensteuer des Distrikts. Es ist eine der größten Anstalten Englands, da es 1400 Insassen aufnehmen kann.

Wer hierher kommt? Vor allem Leute, die nichts arbeiten mögen, Bettler, Arme von der Straße, Arbeiter, deren schwächste Seite das Sparen ist (wozu gibt es denn ein Wörkhaus?), Blinde, Lahme — alles hereinspaziert! Liederliche Mütter werden von ihren Kindern getrennt, beide kommen ins Arbeitshaus, denn auch die armen Kinder haben eine Abteilung.

Wenn man durch so ein Haus wandelt, muß man an jene Knechte denken, die auf die Straßen hinausgingen und alle zusammenbrachten, die sie fanden, Böse und Gute — und das Wörkhaus ward voll von Gästen.

Soweit hätten wir also ein Arbeits- und Armenhaus mit Kinderasyl vor uns. Ein eigenes Gebäude ist aber auch da für ältere brave Ehepaare, die hier

ihren Lebensabend zubringen wollen. Mehrere große Bauten bilden das Bezirkshospital — auch dieses gehört hier zum Workhaus. Ich bin in mehrere Krankensäle gekommen, sie unterscheiden sich in nichts von den unsrigen, sie sind äußerst reinlich und hell, zierliche Blumen stehen auf den Tischen, die Schwestern, welche die Kranken pflegen, scheinen freundlich und zuvorkommend zu sein. Ein Arzt, eine Ärztin und eine Apothekerin geben ihnen die Weisungen.

Nur die Wandkaminöfen mit ungeschütztem Feuer erinnern uns an England. Da es an jenem Tage ziemlich frisch war, wurde eingeheizt. Der Wind ging aber nicht günstig, und so wollte der liebliche Rauch der offen brennenden Steinkohlen nicht zum Kamin hinaus, sondern erfreute die Kranken mit seinem Duft. Weihrauchduft war's keiner.

Das Buch der Weltgeschichte hat seine heiteren Seiten. Als im 14. Jahrhundert einige Londoner Schmiede und Bierbrauer die ersten Steinkohlenblöcke aus Newcastle kommen ließen und als aus ihren Schornsteinen dicker Rauch aufstieg, erhob sich (wie Charles Dickens erzählt) ganz London wie ein Mann gegen diesen Frevel. Als das getreue Volk dermaßen schrie, untersagte Seine Majestät sofort jeden Gebrauch jenes pestilenzialischen, verteufelten Brennmaterials, und das Parlament schikanierte jämmerlich alle, welche es trotzdem benützten. Erst vor wenigen Jahrzehnten haben die englischen Gesetzgeber sich mit den schwarzen Diamanten ausgesöhnt.

Heute ist es so weit, daß ihren Rauch selbst Spitalleute in Geduld zu schlucken haben ...

* * *

Tommy Atkins

In einem armen Viertel Birminghams stand ich eines Tages vor einem Rekrutenbüro. Große Maueranschläge luden ein, mich als Soldat anwerben zu lassen, und der Lockruf war unterstützt durch farbige Bilder aller Waffengattungen und viele schöne Versprechungen.

In England gibt es keine Wehrpflicht. Nicht „zu den Soldaten zu müssen' gilt als eine der ersten Bedingungen englischer Freiheit, als eine Sache freien Menschtums, die nur ganz außerordentliche nationale Unglücksfälle beseitigen könnten. Alle Steuern zahlen wir, sagt das Volk, aber die Steuer an Menschen, wie sie nun einmal der Dienst der Kaserne ist, lehnen wir ab. Und so muß das ganze Heer zu Wasser und zu Land frei angeworben und gleich Dienstboten bezahlt werden, wie es auch bei uns in vergangenen Jahrhunderten war.

An frühere Zeiten erinnern in England die Soldatentrachten, die hie und da einen Stich ins Komische haben; ich denke z. B. an die der „Hochländer', die in weißen Wollkitteln, dunklen Hosen und abenteuerlichem Kopfputz einhergehen und vor dem Bauch einen Lendenschurz aus Haarbüscheln hängen haben, wie die wilden Ureingeborenen von Schottland vor 2000 Jahren einen getragen haben mögen*. Auch die

* Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich soeben ein unanständiges Wort gebrauchte, das Wort ‚Bauch'. Einem gebildeten Engländer wenigstens gilt es als shocking, als an-

‚Guards' und die ‚Northumberland-Füsiliere' mit ihren riesigen Büffelmützen bleiben einem in Erinnerung. Gegen diese Hut- und Pelztürme war der verstorbene bayerische Raupenhelm eine naive Harmlosigkeit. Die Infanterie dagegen trägt eine Pickelhaube ähnlich der deutschen, doch ist die englische Picke kleiner und dünner.

Man sieht auf den Straßen Londons und anderer Städte wenig Militär. Die Offiziere gehen in Zivil. Monokel habe ich nie bemerkt. Das militärische Grüßen im öffentlichen Leben, bei dem unsere Soldaten wie zitternde Automaten zusammenfahren, kennt man drüben nicht. Und es tut's auch so. Wenn man vom Übungsfeld heimkehrt, geht es gemütlich zu; man marschiert langsam, plaudert ungestört und zündet sein Pfeifchen an. Das Ganze sieht nach deutsch-preußischen Begriffen etwas schlotterig aus. Von ‚Schneid' keine Spur. Aber trotzdem ist England Herr über $^1/_6$ der ganzen Welt, ist der beste Kolonisator, seit die Welt steht, und hat überall Freunde. Was mir merkwürdig vorkommt.

Bei den militärischen Übungen ist mir immer aufgefallen, mit welcher Hast marschiert wird. Auch die militärischen Posten rennen auf und ab, daß man zuerst erschrickt und sich fragt, ob bei den guten Leuten auch alles im oberen Stock richtig ist. Es ist aber alles in bester Ordnung. Die englische Mode will diesen halbnärrischen Schritt. Wozu er dient, habe ich nie ergründen können.

---

stößig. In seiner Sprache hört der Mensch beim Magen oder schon vorher auf. Frevelhaft ist von der Natur bloß das eine, daß alle John Bulls ohne Ausnahme trotzdem einen — ich kann nicht anders — einen Bauch haben.

Die Anschläge und Abbildungen waren am Werbelokal angebracht. Als ich so eifrig studierte, trat ein Offizier heraus und fragte mich höflich, ob ich vielleicht Soldat werden möchte. Ich antwortete ihm: Das gerade nicht. Ich sei schon zu alt dazu (er machte eine verneinende Handbewegung, was mir ungeheuer schmeichelte); ich habe eine für die Kaserne nicht geeignete Gesundheit (oh, oh), aber ich möchte gern wissen, wie die englischen Soldaten angeworben werden (ganz schön, tat er liebenswürdig); er könne mich zu Dank verpflichten, wenn er mir eine Werbebroschüre und Soldatenbilder gebe. Sotane Rede hatte die Wirkung, daß er mir sofort mit der größten Freundlichkeit alles überreichte, was ich wünschte; er hoffe, sagte er, daß mir als Fremden sein Stand und die Bedingungen gefallen mögen.

Da meine Leser schwerlich Lust empfinden, englische Soldaten zu werden, fällt mir nicht ein, das Büchlein auszuschreiben. Bei den meisten Waffengattungen verpflichtet man sich auf drei Jahre, dann kommen einige Jahre Reserve. Bleibt man 21 Jahre im Dienst, so hat man Anspruch auf eine kleine Pension. Unser Militäranwärtersystem ist unbekannt. Die bare Belohnung beträgt beim gewöhnlichen Infanteristen 1—1,72 Mk. im Tag, ein Hauptmann mag es auf 18—24 Mk. täglich bringen. Zum Gehalt hin gibt es noch Auszeichnungen und Belohnungen ähnlich wie bei uns. Diese Löhne machen es verständlich, wenn das englische Heer verhältnismäßig mehr Kosten verursacht als das deutsche.

Unter den Belohnungen findet man eine, die echt englisch ist: Wer sich besonders brav aufführt, darf an einem Cricketklub teilnehmen. Die Freude am

Ballspiel, die dem ganzen englischen Volk zur zweiten Natur geworden ist, wird also auch in der Kaserne gepflegt. Jedenfalls ist eine Cricketkugel etwas Gesunderes als eine — Pistolenkugel. Man denke: In der englischen Armee und überhaupt in England kennt man das Duellieren nur vom Hörensagen. Statt einander ins Herz zu schießen, machen es englische Gentlemen klüger: sie nehmen Beleidigungen zurück, wenn nötig öffentlich. Das ist mutig und männlich gehandelt und entspricht den Forderungen des Rechts und des Gewissens. England ist sonst in konservative Anschauungen förmlich verbohrt, aber den Zweikampf, einen Überrest roher Zeiten, hat es als fortgeschrittene Nation abgeschafft.

Das englische Soldatenleben und die Soldaten selber habe ich nicht loben hören. Einer sagte mir, Eingeborene gehen zum Heer nur in einem Anfall von Verzweiflung, bevor sie Hungers sterben oder sich selbst morden. Ich kann das natürlich nicht auf seine Richtigkeit prüfen. Aber geachtet ist Tommy Atkins (wie man drüben den Soldaten spöttisch heißt) nicht, das steht fest. Das war immer so, und seine Leistungen im Burenkrieg haben, wie man leicht versteht, die Geringschätzung nicht heben können. Seine Lage ist trotz Lohn nicht beneidenswert: nur schwer kommt er über den Unteroffizier hinaus, in den Kasernen soll es vielfach an Reinlichkeit fehlen, und kaum 25 Jahre sind vergangen, daß die Prügelstrafe für ihn abgeschafft worden ist. Das läßt auf die tiefe Stellung unseres Atkins schließen.

Nur wenn Holland in Not ist, dann schlägt die Stimmung rasch um. Tommys Ehrenbarometer steigt im Sturmschritt. Rudyard Kipling hat das mit

bissigem Humor seinem Volke vorgehalten, wenn er Tommy sprechen läßt (in dem Gedichte ‚Tommy‘, das in den ‚Kasernenballaden‘ steht; ich führe nur einige Strophen an in der Übersetzung von Ph. Aronstein):

In ein Wirtshaus ging ich einst und fordert' ein Glas Bier,
der Wirt steht auf und spricht zu mir: „Für Rotröck gibt's
nichts hier.“
Die Mädchen hinterm Schenktisch all lachen unbändiglich,
doch ich geh' auf die Straß' hinaus und zu mir selbst sprech' ich:
'S heißt Tommy hier und Tommy da, und „Tommy wird's
nun bald?“
Doch „danke schön, Herr Atkins“, wenn die Kriegstrompete
schallt.
Die Kriegstrompete schallt, ihr Jungens, die Kriegstrompete
schallt,
'S heißt, „danke schön, Herr Atkins“, wenn die Kriegs-
trompete schallt.
In ein Theater ging ich einst, ganz nüchtern, auf mein Wort,
ein trunk'ner Zivilist fand Platz, für mich gab's keinen dort;
geh' hin zur Galerie, sprach man, oder hinten Platz dir such',
doch wenn es ernst zum Kämpfen kommt, ist's Parkett grad genug.
Denn 's heißt Tommy hier und Tommy da, und „Tommy
geh hinaus!“
Doch „Extrazug für Atkins“, wenn das Truppenschiff
läuft aus.
Das Truppenschiff läuft aus, ihr Jungens, das Truppen-
schiff läuft aus,
oh, 's heißt „Extrazug für Atkins“, wenn das Truppen-
schiff läuft aus.
Ja, spotten über Uniformen, die eure Hüter sind,
ist billiger als die Uniformen, so billig sie auch sind.
Und schimpfen über Trunkenheit, wenn der Soldat sich 'mal
läßt geh'n,
ist fünfmal besseres Geschäft, als auf Parade stehen.
'S heißt Tommy hier und Tommy da, und „denk an die
Seligkeit!“
Doch „dünne rote Linien von Helden“, wenn die Trommel
schlägt zum Streit,

Die Trommel schlägt zum Streit, ihr Jungens, die Trommel schlägt zum Streit,
oh, 's heißt „dünne rote Linien von Helden", wenn die Trommel schlägt zum Streit.
Ihr sprecht von besserer Kost und Feuer und Schulen und was noch all,
eh' ihr Extra-Rationen gebt, behandelt uns rational.
Sprecht nicht von schlechter Kleidung und zeigt es frank und frei,
daß des Königs Uniform zu tragen nicht eine Schande sei.
Denn 's heißt Tommy hier und Tommy da und „schmeißt den Kerl hinaus!"
Doch „Retter seines Landes", wenn der Kanonendonner braust;
's heißt Tommy hier und Tommy da, und was euch nur fällt ein;
doch Tommy ist kein blöder Narr, des könnt ihr sicher sein.

Mein Bruder

* * *

Ich bin wieder im Getümmel Londons. Vor der Bank von England, so war es ausgemacht, sollten wir uns treffen, mein Bruder und ich. Wir haben uns auf einen halben Tag und sputen uns, ihn gut auszunützen. Schnell geht es in die Tiefe, Fahrkarte, Lift, Untergrundzug, wir fahren unter der Themse hinüber nach Bermondsey, einem Teil Südlondons.

Ein armseliges Viertel, in dem Fremde nichts zu suchen haben. Nein, gewiß nicht. Aber wir wollen zwei junge Schwaben sehen, die dort in einem Geschäft arbeiten und meinen Bruder gern haben.

Der eine ist Schaufensterkünstler, er richtet alles für die Auslage her — eine wichtige Seite des Be-

rufes, die Sachkenntnisse erfordert. Er fühlt sich als Fachmann, das hatte ich bald heraus, aber er darf es auch.

Der andere enthüllte mir die Geheimnisse seiner Wurstküche. Mit mitleidigem Herzen fabriziert er für die Irländer und alle armen Teufel des Viertels Knödel aus Leber, Fleischabfällen, Brot, Pfeffer und Salz. Lieblich duften sie aus der Bratkachel. Dazu eine Portion Erbsenmus. Kostet zusammen 2 Pence, 16 Pf., und füllt den hungernden Magen.

Ich verließ diese zwei geistig geweckten Menschen mit der Hochachtung, die Fleiß, Sparsamkeit und Geschäftstüchtigkeit verdienen.

Dann gingen wir zwei auf die Suche nach einem Lokal, das ungefähr einem Kaffee- oder Wirtshaus gleichsieht. Das ist in manchen Bezirken Londons keine so einfache Sache, aber schließlich fanden wir einen dining room, ein ‚Eßzimmer', und traten ein. Die Wirtin war höflich, obwohl auf ihrem Besteck das liebenswürdige Motto eingraviert war ‚Gestohlen in dem Geschäft von X. Y.' als lebhafte Warnung, nichts mitlaufen zu lassen. Ach, die Wirtin weiß, warum sie das tut. Das sind die armen, armen Gegenden, wo man Kaffee aus schwarzer Brotkruste kocht, einen ganzen Topf für 10 Pf. Die Gegenden, wo mit Vorliebe Zeitungen wie das Police Paper gelesen werden, voll Mordgeschichten, Gerichtsverhandlungen und schauderhaften Bildern. Wenn einem die Haare zu Berg stehen, vergißt man eher den Hunger.

Das traf nicht auf uns zu. Wir aßen ein Beefsteak und tranken dazu Tee. Und während wir aßen, fing mein Bruder an, mir seine Lebensschicksale in London zu erzählen.

„Mit 24 Mk. in der Tasche, begann er, bin ich von Hamburg, wo ich zuletzt arbeitete, nach London gekommen. Als schüchterner, furchtsamer Mensch betrat ich den Boden der fremden Siebenmillionenstadt, in der ich nur einige Mitglieder des Gesellenvereins kannte. Die nahmen mich mit auf den großen Fleischmarkt in Smithfield und stellten mich einem Meister vor, der mich in Arbeit nehmen wollte. Die Verhandlung war aber schwierig; er verstand kein Wort Deutsch und ich keines Englisch. Aber da er eine deutsche Frau hatte, nahm er mich. Ich bekam bei ihm nichts Rechtes zu essen, schlechte englische Kost und mußte im Keller arbeiten. Ich war zufrieden mit dem ältesten und härtesten Brot.

Sonntags wurde an der Straße eine Bude errichtet, ich mußte hinausstehen, und schreien: buy, buy — in München sagt man: Kauft's ein! Kauft's ein! Wenn nun einer kam, gab ich eine Wurst, wenn er aber zwei wollte, war mein Englisch zu Ende, ich verstand ihn nicht. Das gab heitere Szenen, alles lachte, ich aber hätte lieber offen auf der Straße heulen mögen.

Wenn das Fleisch nicht abging, wurde es auf der Straße billiger verkauft, ich habe öfter das Pfund brauchbares Fleisch zu 8 Pf. hergeben müssen.

Das war ein schlimmer Einstand in der fremden Stadt, und ich bekam furchtbar Heimweh. Auch die Frau war ganze Engländerin geworden und schämte sich, mit mir Deutsch zu reden. Da machten wir eines Tages Cervelatwürste, der Meister schürte zu stark, und als man die Würste aus dem Kessel nahm, waren es vier zu wenig. Der Meister zählte an den Fingern mir vor und zeigte auf mich. Ich sollte sie gegessen

haben. Das wäre bei meinem Hunger schon möglich gewesen, aber in Wirklichkeit waren sie bei der Hitze geplatzt und lagen nachher auf dem Boden des Kessels. Da lief ich davon.

Nun kam ich zwei Stunden weiter nach Westen, nach Sheperdsbush, einem besseren Viertel. Da war ich beinahe drei Jahre. Der Meister, ein wohlhabender Mann, hatte zwei hübsche Töchter, und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn wir nicht wegen einer Lappalie Händel gekriegt hätten. Du weißt, wie gern ich radle, und so kaufte ich ein Fahrrad um 120 Mk. Das sollte eine wahre Unglücksmaschine werden. Die Engländer sind peinlich eifersüchtig auf ihre Wohnung. Ich habe, obwohl 30 Jahre alt, noch nie einen Schlüssel für mein Zimmer erhalten, geschweige für die Haustüre. Wenn ich abends zur bestimmten Zeit nicht zu Hause bin, ist die Türe für mich einfach geschlossen. Gegen diese Eifersucht habe ich mich einmal verfehlt, ich stellte mein Rad in den Stall des Meisters, ohne zu fragen. Ich dachte, Heu frißt es keines, also steht es wohl dort. Der Meister aber stellte mich zur Rede. Wir wurden hitzig und das Ende: „Ich gehe am Sonntag." Er: „Wissen Sie, was Sie mir in London verdanken? Daß Sie Englisch können und ein ordentlicher Mensch sind." Ich: „Solang ich lebe, denke ich an Sie (ich hätte hinzufügen können „und an Ihre liebenswürdigen Töchter"), aber wenn Sie als Engländer so auf Ihr Recht pochen, dann gehe ich eben."

Das war dumm von mir, von ihm aber auch. Jetzt kam ich zu einem Deutschen, einem ganz Frommen, der nicht bloß in die Kirche ging, sondern auch dort predigte (es war eine Sektenkirche). Niemand hat seine Gesellen ärger geschunden als jener Mann. Am Sonn-

tag zu arbeiten war in jenem Stadtviertel nicht Sitte. Aber er ließ Sonntag früh alles antreten und bis 12 Uhr schaffen. Er selbst ging großartig in die Kirche. Ich bekam allerdings hohen Lohn, 38 Mk. in der Woche bei freier Kost und Wohnung, aber ich wäre durch übermäßige Arbeit zu Grund gegangen. So schied ich bald wieder. Nun bin ich seit mehreren Jahren an einer Stelle, wo 35 Mk. bezahlt werden, aber diese 35 Mk. sind sauer verdient. Einige Jahre geht es, man kann arbeiten, man hält den Londoner Nebel aus, man verträgt das abscheuliche Aussehen dieser Stadt und findet sich mit den Sonderlichkeiten der Menschen ab. Aber wie lang, das ist eine andere Frage?" —

Seitdem wir so beieinander saßen, ist mein Bruder längst nach Amerika geflüchtet. Er hatte satt an London.

Deutsche in England

* * *

In reines, lichtes Gold möchte ich meine Feder tauchen, wenn ich von meinen Landsleuten, den Deutschen in England, schreibe. Ich werde aber doch gewöhnliche Tinte nehmen müssen, und so dürfte dieses Kapitel wohl oder übel schwärzlich ausfallen . . .

Als ich über den Kanal fuhr, behauptete ein Herr, es sei lächerlich zu behaupten, England trage Haß gegen uns Deutsche. Das sei nur Mache einzelner Zeitungen, das Volk selbst wolle nichts davon wissen. Aber kein Rauch ohne Feuer, und keine ‚Mache' von Zeitungen, ohne daß Anschauungen einzelner Volkskreise dahinterstecken. Auf Grund dessen, was ich alles gehört habe, teile ich die Ansicht jenes Herrn

nicht. Es herrscht tatsächlich weithin keine freundliche Stimmung gegen die Deutschen. Ich füge gleich hinzu, daß ich diese Stimmung vollständig begreife und in gewisser Hinsicht entschuldige. Man halte sich folgendes vor Augen:

Die deutsche Industrie läßt sich nicht denken ohne englisches Vorbild. Von England haben wir das meiste gelernt im Maschinenbau, in Fabrikeinrichtungen, in Handel und Verkehr. Birmingham und Manchester waren Mittelpunkte des industriellen Lebens und „Kramläden für die ganze Welt" längst ehe man bei uns an Konkurrenz dachte. Seit 30 Jahren ist nun bei den deutschen Völkern der Wunsch nach Einigung befriedigt, der soviel Geisteskraft und Zeit in Anspruch genommen hatte, deutsche Industrie und deutscher Handel schwingen sich immer höher empor und im Engländer steigt der drohende Zweifel auf, ob er sich auf die Dauer gegen die „Eindringlinge" wehren können wird. Das Gefühl der Eifersucht erwacht, und wenn einmal dieses Gefühl in die sichere Überzeugung übergeht, daß England unterliegen muß, dann, das ist meine Überzeugung, werden diese Stimmungen sich auslösen in einen mächtigen Kriegsruf gegen den unbequemen Nebenbuhler. Auf diese oder ähnliche Weise sind die meisten Kriege begonnen worden, wenn man auch edlere Gründe vorgeschützt hat. Wenn es nicht so kommen sollte, um so besser.

Zu dieser Konkurrenz im großen kommt die der deutschen Arbeitskräfte in England selbst. Viele Tausende deutscher Arbeiter, Frisöre, Metzger, Bäcker, Schuhmacher, Kellner, hie und da auch Lehrer leben in jenem gastlichen Lande und machen englischen Arbeitern das Brot streitig und zwar in manchen Geschäfts-

zweigen mit durchschlagendem Erfolg. Denn der englische Arbeiter — das habe ich dutzendemale gehört — ist nicht so fleißig und sparsam wie der deutsche, er will viel freie Zeit haben und viel zu oft essen. Ich habe Fälle gehört wie diesen: er verlangt Frühstück mit Fleisch, um 10 Uhr Tee, um 12 Uhr Lunch (gleich Mittagessen), zweimal Nachmittagstee, dann kommt das eigentliche Essen um 6 oder 7 Uhr, endlich um 10 Uhr Schlußtee. Eine drollige Tagesordnung. Die deutschen Arbeiter, gewiß auch keine Kostverächter, sind bescheidener. Ein französischer Schriftsteller anerkennt dies, führt es aber auf die armseligen Lebensgewohnheiten in Deutschland zurück, die zur Bescheidenheit zwingen. Mag er das glauben, jedenfalls hat der Deutsche dadurch einen Vorsprung.

Kein Wunder, daß es Syndikate gibt (z. B. Kunstschlosser), die den Meistern verbieten, einen Deutschen aufzunehmen. Kein Wunder, daß man bei anderen (Schreinern, Dockarbeitern u. a.) nur ankommen kann, wenn man einer Trade Union, einer Gewerkschaft beitritt. Kein Wunder, daß der deutsche Arbeiter, wie mir in arbeitenden Kreisen zur Genüge gesagt wurde, förmlich verhaßt ist — an und für sich natürlich kein schlechtes Zeichen.

*

Als Freistatt ist London allerdings auch ein Zufluchtsort für andere Elemente. Tausende kommen hinüber, die zu höheren Berufen bestimmt waren. Aber sie haben einen Fehltritt getan oder ein Unglück erlebt, und sie hoffen in London ihr Lebensschifflein wieder flott zu machen. Nur wenigen gelingt es. Die mehreren schildert H. Dorgeel in seiner Schrift The

Germans in England so: Sie kommen hinüber, wundern sich über die Stadt und ihr Leben, geben viel Geld aus, bekommen keine Stelle, inserieren in Zeitungen, suchen billigere Wohnung, am Ende eine Schlafstätte im Ostend, haben nichts mehr zu essen, sinken tiefer, kommen mit Dieben und Schwindlern zusammen und werden nicht selten was diese sind. In Whitechapel gibt es eigene Schulen für die ‚höhere Erziehung' von Bettlern, die schwungvoll gehen. Da werden alle Deutschen in London überwacht und ihre Adressen zu festen Preisen verkauft. Ein Herr sagte mir, er wohne weit im Nordwest, aber er sei bald nach seiner Ankunft von armen Deutschen aus dem Osten überlaufen worden. Er habe sich darüber gewundert, bis er von den Bettlerschulen erfuhr.

Glücklich noch die Gebildeten, wenn sie etwa als Frisöre unterkommen und, anstatt mit Schülern Homer zu lesen, um 8 oder 16 Pf. — rasieren können. Sie hungern wenigstens nicht.

Die Mehrzahl aber sinkt in die Tiefe, so lautet das Urteil aller Kundigen. Ein hochgesinnter Deutscher sagte mir: „Wir haben hier unglaublich viel verkrachte Existenzen, Professoren, Offiziere, Geistliche, Lehrer, Geschäftsleute, Fabrikanten aller Art. Wir sehen hier Elend, von dem man drüben kaum einen Begriff hat." Ich habe noch ganz andere Urteile gehört, besonders über deutsche Mädchen, aber es tut mir weh, sie niederschreiben zu müssen. Daher Schluß!

*

Es läßt sich denken, daß mich die Frage viel beschäftigt hat, was aus den Deutschen werde, die in England bleiben und sich verheiraten.

Unsereinem wäre es, als ob man ihm das Herz aus dem Leibe risse, wenn seine Familie deutscher Sprache und deutschem Wesen entfremdet würde. Doch in England geht es meist nicht so gefühlvoll her. Viele unserer Landsleute wollen gar nicht Deutsche bleiben. Sie verleugnen ihre Herkunft, ändern ihre Namen (was, wie früher schon gesagt, ohne weiteres erlaubt ist), der Baumann wird ein Bowman, Fischer ein Fisher, Schmidt ein Smith. Sie meiden deutsche Unterhaltung, damit ihr Geschäft nicht geschädigt werde (das habe ich mehrmals erlebt), sie fühlen sich bald als dschendlmen hu schbig de englisch länguisch onle (die nur mehr Englisch reden). Und was für eine ‚englisch länguisch' erst sie sprechen! —

Wie es gehen kann! Darf ich einige Beispiele anführen, die ich selber kennen gelernt habe?

Eine deutsche Familie zieht über das Meer, Vater deutsch, Mutter deutsch. Von fünf Kindern — unglaublich aber wahr — kann nur ein einziges durch besonderen Zufall Deutsch, die anderen vier nur Englisch.

Ein Geschäftsmann heiratet eine Engländerin. Sie kann nicht Deutsch, lernt es natürlich auch nicht. Sie bringt es, wie ihr Mann mir schmunzelnd erzählt, nur zu einem Guten Tag, Guten Abend. Die Kinder sind Engländer und scheinen ganz rasseecht.

Eine Frau, in Deutschland geboren, kommt mit 20 Jahren nach England, verlernt völlig ihre Muttersprache, heiratet mit 32 Jahren einen Deutschen. Es war rührend, wie sie mit mir in Schwarzwälderdialekt zu reden versuchte, wie ein Kind sprach sie mich mit ‚du' an, sie wußte nur wenige Ausdrücke und dann war's aus. Sie weinte fast, als sie englisch weiterfahren mußte. Die Kinder, alle nett und brav, alle

aber Engländer. Das große Mädel hat in der Heimat des Vaters einiges Deutsch erobert.

Ich bin aber auch mit strammen deutschen Nationalisten zusammengetroffen. Ein deutscher Schneider läßt seine Töchter Deutsch und Englisch lernen. Er sagt, das sei ungeheuer schwer.

Ein Kunstschreiner, ein tapferer, intelligenter Schwabe aus dem Bayrischen, hat eine liebe Frau. Bereits die Großeltern dieser Frau sind eingewandert, die Eltern und die Kinder, darunter diese Frau, sind heute noch grunddeutsch, und die neuen Sprößlinge sollen's wieder werden.

Tiefe Wehmut habe ich oft empfunden, wenn ältere Landsleute sich bemühten, Deutsch mit mir zu reden. Oft recht arme Leute, nach ihrem Äußeren zu schließen. Das Glück war auf flinkem Fuße an ihnen vorübergeeilt und sie konnten es nicht erhaschen. Arme Menschen, wie sie es waren, als sie einst landeten.

Nun spricht einer freundlich mit ihnen. Da leuchten ihre Augen auf in alten Erinnerungen; wie in ein längst verblichenes Morgenrot blicken sie zurück in ihre Jugendzeit. Umtrübt ist dieser Blick, spärlich die Erinnerungen, untreu das Gedächtnis. Aber der Landsmann erzählt ihnen, wie immer noch die Berge der Heimat grünen, die blühenden Rebhalden duften und die Lerche auf den Fluren ihres Dorfes frohe Lieder singt.

Sie versuchen zu reden und siehe da: die Zunge stockt, denn das Gedächtnis bedient sie nicht mehr mit deutschen Lauten und wie zögernd kommt in buntem Gemisch die Sprache ihrer Jugend und die Sprache ihres Alters von ihren Lippen.

*

* *

Toynbee Hall und Volkspalast

Ich kenne in Deutschland nichts gleich Toynbee Hall in Whitechapel. Es ist ein Haus, in dem etwa 20 Männer, welche die Universität besucht haben, einige Zeit, oft jahrelang sich aufhalten, um die Bedürfnisse der Armen im Osten Londons zu studieren und um ohne Vergütung geistige Hilfe zu bringen durch Vorträge, durch Belehrung verschiedener Art. Es arbeiten dort aber auch Männer, die den Tag über im Geschäft sind; abends widmen sie ihre Zeit dem Hause.

Ein Versuch der höheren Klassen, mit dem niederen Volk in Berührung zu kommen. Soziale Arbeit und soziales Verständnis also. Nicht auch Sport? Hie und da gewiß auch Sport, kaum mehr als Sport. Ein Jahr im Ostend gelebt zu haben, verleiht dem reichen Sprößling des Westens zeitlebens einen Heiligenschein. Man bewundert ihn, wenn er aus der Gegend Jack des Bauchaufschlitzers wieder heil zurückkommt. Glück und Segen dem Tapferen!

Toynbee Hall (so genannt vom Stifter) ist nicht das einzige Institut, das höhere Bildung dem Volk des Ostends vermitteln will. Oxford House und die Schulen im Volkspalast dienen ähnlichen Zielen. University Settlements, Universitätsansiedlungen heißen sie und sind sie alle. Eine Art von Volkshochschulen.

Ich bin vom Sekretär des Toynbee-Hauses sehr unfreundlich, ja unwillig aufgenommen worden, als ich ihm den Wunsch aussprach, seine Anstalt und ihre Einrichtungen kennen zu lernen.

In England braucht der Mensch, um etwas zu gelten, Empfehlungen, das habe ich oft bemerkt. Im Gasthof dicke Koffer, sonst wird er mit Mißtrauen behandelt, an anderen Stellen einen Brief. Ist ihm ein solcher von einem Großen in Welt und Kirche ausgestellt, so öffnen sich die verschlossenen Gärten, und er wird achtungsvoll empfangen. Ein unschöner Protzenstandpunkt, den ich nur bei einzelnen englischen Geistlichen nicht getroffen habe. Im übrigen habe ich, da ich mich keines Freundschaftsbriefes eines Großen rühmen konnte, manche Demütigung erfahren.

Dennoch habe ich alles in Toynbee Hall gesehen. Das Gebäude ist nichts Großartiges. Ein bescheidenes Quadrat, in der Mitte ein Höfchen, an dessen Mauern die englische Nationalpflanze, wilder Wein, wächst. Das übrige eng zusammengedrängt, ungemütlich. Zu großen Vortragsälen, wie man sie in unseren Städten trifft, reicht der Platz nicht. Alles klein. Und so kommen wir in die Zimmer, wo Abendklassen über Literatur, Naturgeschichte, volkstümliche Heilkunde, Lateinisch, Französisch, Deutsch für Männer und Frauen stattfinden, wo Stenographie, Rechnen, Krankenpflege, Botanik, Choralmusik, Orchestermusik, Zeichnen gelehrt wird, wo Lichtbilder vorgeführt werden, wo ein Shakespeareverein tagt oder nachtet, wo die Arbeiterfrage erörtert und am Sonntag nachmittag ein Konzert gespielt wird.

Als Besonderheiten sind mir aufgefallen die Erörterungsabende über religiöse Gegenstände für Männer. Man will mit ihnen für keine Kirche Propaganda machen, doch steht der jeweils Vortragende auf christlichem Standpunkt. Bei Disputationen um Religion und Konfession ist noch nie viel heraus-

gekommen, das lehrt die Kirchengeschichte, aber man lernt sich doch kennen und sieht ein, daß sich überall Körner der Wahrheit finden und daß überall Wahrheit gesucht wird. Daher lobe ich die Abende.

Echt englisch sind „Rauchkonferenzen". Während des Vortrags kann jeder rauchen wie er will. Uns scheint das nicht so wichtig, daß man es schon im Namen der Versammlungen auszudrücken brauchte. Das Gedampf mit dem mörderischen englischen Tabak soll wohl behagliche Stimmung schaffen?

Auch eine Schule für Krüppelkinder, die morgens in Wägelchen hergeschoben werden, und Speisesäle, in denen Fabrikmädchen ihr Essen kochen können, Schlafstätten für junge Arbeiter und ähnliches habe ich gesehen.

Auf die große Masse der Ostendbewohner wird die Toynbee Hall schwerlich unmittelbar wirken können. Dafür um so mehr auf die strebsameren Elemente in ihr. Hoch schätze ich die Schulung, die der Aufenthalt den Insassen des Hauses fürs ganze Leben bietet. Ein Jahr in Studium und Arbeit hier zugebracht ersetzt jahrelanges nur theoretisches Büffeln nationalökonomischer Bücher.

*

Gegenüber dem alten bescheidenen Kasten, der sich Toynbee Hall nennt, ist der „Volkspalast" in der Mile End-Straße ein luxuriöses Bauwerk, das sich in seinen theaterähnlichen Umrissen seltsam genug von der armseligen Umgebung abhebt.

Dem Ostendvolk ist der Volkspalast vor allem als Schule bekannt: Es gibt in ihm Tag- und Abendschulen aller Art für Knaben von 12 Jahren an, dann

höhere Schulen, die besonders die technischen Fächer lehren und den Zögling so weit bringen, daß er sich an der Londoner Universität einen akademischen Grad holen kann. Wenn mich meine Leser nicht dauern würden, könnte ich ihnen ja einen Auszug aus dem offiziellen ‚Almanach‘ (Schulplan) geben. Da aber 141 Seiten zu berücksichtigen wären, so unterbleibe es.

Die oben genannte Theaterähnlichkeit kommt indessen nicht von den prächtigen, mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Schulsälen her, sondern von dem angeblich 25000 Zuhörer fassenden Konzertsaal, der in seiner inneren Einrichtung ganz einem Theater gleicht. In ihm werden belehrende Versammlungen gehalten und Freikonzerte gegeben, die den armen Leuten unentgeltlich offen stehen. Nebenan versetzt sie ein kleiner Palmengarten in ein besseres Land.

*

William Booth, der Gründer der Heilsarmee, hat einmal (‚Im dunkelsten England‘) ein solch besseres Land für die Armen ausgemalt. Er sagt, es sollte für sie ein ‚Whitechapel am Meer‘ geben, wie es für die Westender und mittleren Klassen ein nobles Brighton gibt. In dieser Meerkolonie, die von London aus um 50 Pf. zu erreichen wäre, sollten die armen Ausflügler essen, schlafen, auch längere Zeit bleiben können. Aber ohne Wirtshaus. Sie könnten sich auch Pfarrer mitnehmen und Gottesdienst halten lassen. Es müßte ein Museum mit Panorama, ausgestopften Walfischen und ähnlichen Tierchen da sein, ein Dampfer müßte einen um 10 Pf. auf die hohe See tragen und zeigen, was Seekrankheit ist (für welche kein besonderer Be-

trag erhoben würde). Eine Familie: Mann, Weib und 4 Kinder sollten um nicht mehr denn 5 Mk. einen hübschen Tag an der ‚Seeseite‘ erleben können.

Booth appelliert an die Millionäre, die ihr Vermögen nicht aufgehäuft hätten ohne die Arbeit der Massen, an die, welche jedes Jahr auf dem Festland mit Alpenklettern, Autofahren und Jachtausflügen kleine Vermögen ausgeben. Welche Wirkung er erzielte, kann ich nicht sagen.

* * *

Frau Charitas

Aber eines habe ich oft gehört: Frau Charitas, die mildtätige, gütige, seelenvolle, ist hochangesehen und vielbeliebt bei den Engländern. In ihrem Minnedienst werden Summen von Geld und Kräften, von Liebe und Aufopferung ausgegeben, die uns vorkommen wie Märchen aus Tausendundeine Nacht. So erzählte mir der Geistliche einer schuldenbeladenen deutschen Gemeinde in London, er habe bei einem Abendessen 20000 Mk. gesammelt. Doch was wollen 20000 Mk. heißen? 400000, selbst 500000 Mk. können bei einer Abendfestlichkeit zu Gunsten eines guten Zwecks fallen. Eine Dame hat mir geschildert, welchen Eindruck es auf sie als Neuling gemacht habe, als die 100 Pfundnoten nur so regneten und als das Ergebnis der Sammlung mit etwa 280000 Mk. bezeichnet wurde. Millionen aber gehen am ‚Spitalsonntag‘ ein, an dem für den Unterhalt der Spitäler öffentlich, in Kirchen und an allen Ecken und Enden gesammelt wird.

Die Spitäler — sie genießen hauptsächlich die Früchte dieser Zahlwilligkeit, und durch die Spitäler die Leidenden. Kein ‚gewöhnlicher‘ Mensch braucht in den meisten Londoner Krankenhäusern auch nur einen roten Penny zu zahlen. Kein Arbeiter, kein Dienstbote, überhaupt eigentlich niemand. Sie werden alle in Apotheke und Spital, ja selbst außerhalb des Spitals umsonst behandelt. Es gibt Spitäler, die grundsätzlich von niemand Bezahlung verlangen, die grundsätzlich nicht fragen, woher des Wegs und welcher Art und welches Namens. Man braucht keinen Ausweis, man geht einfach hin, läßt sich untersuchen, bleibt oder geht, je nach dem Spruch des Arztes. Andere Häuser wünschen eine Empfehlung, andere wenige, die mehr als Heime oder als Spitäler für Kranke höherer Stände zu gelten haben, sind ‚Zahlspitäler‘, d. h. sie verlangen Entschädigung.

Überall auf den Straßen kann man Spitalschwestern sehen. Sie sind eine der lieblichsten Erscheinungen der englischen Frauen- und Mädchenwelt. Wenn sie mit ihren hübschen mageren Gesichtchen — die an Rossetti und die Präraffaeliten erinnern —, den Kopf bedeckt mit netten weißen Häubchen und blauem Schleier, den jeder Luftzug bewegt, die schlanke Gestalt umhüllt von grünem oder schwarzem Mantel, ausgehen, um Kranke zu besuchen, so schien mir das manchmal ein klein wenig kokett, immer aber geschmackvoll, ja fein. Man würde in London etwas entbehren, wenn diese Schwestern aus den häßlichen Stadtvierteln verschwänden.

*

Die ungeheuren Auslagen der Spitäler werden fast alle durch die Erträgnisse von Stiftungen und durch freiwillige Gaben aufgebracht. Das macht die Verwaltung solcher Häuser oft recht schwierig. Wenn z. B. das Metropolitan-Hospital, eines der kleineren (mit 113 Betten), jährlich 280 000 Mk. ausgibt, aus Kapitalien aber nur 9500 Mk. und von Kranken fast nichts einnimmt, wie sein Jahresbericht sagt, so mag man sich die Rechnung vorstellen.

Wie es in England näherhin gemacht wird, möge uns der Jahresbericht 1906 einer Londoner Anstalt zeigen, die unserem vaterländischen Empfinden besonders nahe geht, des Deutschen Hospitals, das im Jahre 1845 hauptsächlich für Kranke gegründet wurde, die deutscher Abstammung sind oder die deutsche Sprache reden. Diese große und hochgeschätzte Anstalt liegt in Dalston, einer der ärmsten Gegenden des Nordostens Londons, ist mit Apotheke, Rekonvaleszentenheim und protestantischer Kirche verbunden und verfügt über 130 Betten, von denen im Berichtsjahr durchschnittlich 118 stets belegt waren. Die Krankenschwestern kommen aus Sarepta bei Bielefeld. Ich habe überall, wo vom Deutschen Hospital die Rede war, ihre freundliche Art und ihr opfervolles Wirken rühmen hören. Es versteht sich von selbst, daß Kranke jeder Konfession aufgenommen werden und zwar, wie in den meisten englischen Spitälern, umsonst und ohne jegliche Empfehlung.

Das erste, was an diesem 174 Seiten starken Rechenschaftsbericht auffällt, ist die fast unübersehbare Zahl der Geber. Von Kaiser und König, von fast allen regierenden deutschen Fürstlichkeiten, den Senaten der deutschen Seestädte, den Botschaftsbeamten in

London bis zu all den Tausenden bürgerlicher Steuerzahler — Protestanten, Katholiken, Juden, alle sind hier vereinigt. Die Spitzen der deutschen Kolonie in London gehören zum Präsidium, der Apparat, um Gaben zu sammeln, ist oder scheint wenigstens mir großartig.

Wie kommt nun das Geld für eine solche Anstalt zusammen? Die gewöhnlichen Ausgaben für 1906 betrugen 11 125 Pfd. Sterl. (226 950 Mk., 1 Pfd. Sterl. = 20,40 Mk.), die Einnahmen 10778 Pfd. Sterl. (219 871 Mk.). Woher kommen diese Einnahmen? Ich führe sie so kurz als möglich an, um in die finanzielle Maschinerie eines Londoner Hospitals einen Einblick zu verschaffen. Also:

Jährliche Subskriptionen . . .	1568	Pfd.	Sterl.
Schenkungen gesammelt für das Jahresfestessen	4060	"	"
Schenkungen während des Jahres	189	"	"
In Büchsen gesammelt . . .	184	"	"
Beitrag vom (jüdischen) Koscherküchenkomitee	100	"	"
Ertrag der Matinee im Apollotheater	150	"	"
Überschuß aus einem Konzert .	100	"	"
König Eduard-Hospitalfonds .	200	"	"
Hospitalsonntag-Fonds . . .	590	"	"
Hospitalsamstag-Fonds . . .	181	"	"
Aus angelegtem Eigentum . .	2924	"	"
Bezahlungen von Patienten, die Privatzimmer hatten . .	490	"	"
Verkauf von alten Materialien, Wäsche	26	"	"
Verkauf von Ansichtspostkarten	11	"	"

Dazu nur wenige Bemerkungen. Man sieht, wie zum Jahresessen, das in den Statuten eigens vorgeschrieben ist und meist von einem englischen oder deutschen Großen präsidiert wird, nicht weniger als 82 000 Mk. zusammenkamen. Der König Eduard-Hospitalfonds wurde vom König im Jahre 1897 gegründet in der Absicht, die Londoner Spitäler zu unterstützen; der König drückte bei der Gründung die Hoffnung aus, es möchte gelingen, jährlich 150 000 Pfd. Sterl., 3 Mill. Mk., aus ihm zu ziehen. Im Jahre 1906 betrugen die Einnahmen bereits 130 000 Pfd. Sterl. Carnegie hat dem Fonds 100 000 Pfd. Sterl., ein Lord Mount Stephan das Doppelte, ein Samuel Lewis 250 000 Pfd. Sterl. zugewiesen. An einem Sonntag des Jahres wird überall für die Hospitäler gesammelt, daher die Summe aus dem Hospitalsonntag-Fonds. Was die Patienten, die nicht eigene Zimmer innehatten, freiwillig bezahlten, läßt sich nicht kontrollieren. Es kann bei den Schenkungen während des Jahres, auch bei den jährlichen Subskriptionen und denen zum Festessen sein, auch bei den Büchsensammlungen, die im Hospital selbst 152 Pfd. Sterl., 3040 Mk., einbrachten, auch bei den Hospitalsonntag-Gaben. Auf alle Fälle dürfte es wenig sein. —

Oder man denke sich die Finanzwirtschaft in den Jugendheimen des Dr. Barnardo in Stepney. In ihrem reklamehaft klingenden Aufruf heißt es: „Kein verlassenes Kind wird je zurückgewiesen. Sofortige und freie Aufnahme, auch wenn krank, leidend, unheilbar, oder wenn ein hilfloser Säugling. Etwa 8000 Kinder immer in Pflege. Keine Auswahl, keine Warteliste, kein Geldversprechen notwendig, keine Schranken wegen Alter, Geschlecht, Glauben, Nationalität oder körperlicher Gesundheit. Verlassenheit ist die einzige, aber wesentliche Bedingung. 11 277 Knaben und

Mädchen gänzlich erhalten im Jahre 1905; bis 30. September 1906 im ganzen 61 558 Kinder gerettet, erzogen und untergebracht. 1200 Auswanderer gehen jedes Jahr nach Kanada ab. 98 % halten sich gut. Und die Rechnung? 4800 Mk. sind täglich nur für die Nahrung nötig, 320 Mk. jährlich für ein gesundes, 600 Mk. für ein leidendes Kind." — Ich halte letztere Zahlen, auch angesichts der Großstadtpreise, für übertrieben. Aber auf alle Fälle kenne ich kein deutsches Jugendheim, das null und nichts von den Kindern verlangt und doch sagen kann: Kein verlassenes Kind wird je zurückgewiesen.

Es gibt in London Spitäler und Zufluchtsorte für alle erdenklichen Krankheiten und Zustände. Selbst ein Schwindsüchtigenheim fehlt nicht. In einem Klima, das aufs engste mit dem Todfeind der Brustkranken, dem Nebel, verbrüdert ist, ein — Schwindsüchtigenheim. Man muß lächeln.

*

Den Armen zu helfen ist der Stolz John Bulls, den er von den Vätern ererbt hat und eifrig weiter pflegt. Nicht alle loben diesen Stolz. Weit davon entfernt! Viele sagen, die milden Stiftungen seien nur zu oft eine Belohnung der Trägheit und Lasterhaftigkeit, sie muntern zum Leichtsinn auf und reizen zur Unenthaltsamkeit, denn sie erhalten deren Früchte. Der englische Arme, meinte vor 70 Jahren Bulwer, hat alle Ursache, vor seinem Abscheiden dem Publikum förmlich Dank zu sagen: er ist unentgeltlich geboren, unentgeltlich genährt, unentgeltlich gekleidet, erzogen, unterrichtet worden, unentgeltlich hat er Arznei und ärztliche Pflege erhalten, unentgeltlich sind wiederum

seine Kinder geboren, genährt, gekleidet, erzogen, untergebracht und mit ärztlicher Hilfe versehen worden. Nur noch für eine Dienstleistung kann er der Gesellschaft verpflichtet werden: für sein Begräbnis. Er stirbt als Gemeindearmer und erhält auf Kosten der Gemeinde Sterbegeld, Leichentuch, Sarg und Grabstätte. Bulwer rät, man solle dem Armen helfen dadurch, daß man ihn für sich selbst sorgen lehrt, und er fordert eine Verbesserung und Verschärfung des englischen ‚Arbeitshauses'. Man wird Bulwer recht geben, wenn er auf Selbstsorgen dringt. Darin sind unsere deutschen Versicherungsgesetze dem englischen System weit überlegen: sie verlangen eigene Mitwirkung des Versicherten und nicht bloß passive Hinnahme von Guttaten. In England sind Versicherungsgesetze nach Analogie der deutschen noch in den Kinderschuhen. Im übrigen kann man mit Gründen, wie sie der reiche Aristokrat Bulwer vorbrachte und die, man muß es gestehen, auch heute noch, wenn auch ohne ernste Wirkung auf den Wohltätigkeitssinn, in England vorgebracht werden, schließlich alle soziale Fürsorge, auch das Versicherungswesen bekämpfen.

Die Reichen in England haben vielmehr gerechten Grund, splendid ihre Börsen zu öffnen, denn sie besitzen einen großen und meist den wertvollsten Teil des Bodens, und die übrige Menschheit muß ihnen Tribut zahlen. Politische Klugheit gebietet, das Volk, das unter diesen vormärzlichen Grund- und Bodenverhältnissen schwer leidet, zu beruhigen durch Beisteuern zu Spitälern und milden Unternehmungen.

Es hält schwer, in solchen Fragen über die inneren Beweggründe zu urteilen, und ich sage keineswegs, die Reichen handeln nur aus Furcht vor

dem Proletariat. Davon kann gar keine Rede sein. Wenn ich wieder andere höre, scheint es, als ob es sich bei manchen Gebern um so etwas wie Sport handle. Um den Wohltätigkeitssport, einen von den tausend englischen Sporten. Man hat mir dies einigemal vorgehalten, wenn ich die englische Freude am Wohltun bewunderte. Ich wage aber auch hier kein Urteil zu fällen. Doch scheint die Sozialdemokratin Lily Braun solche Mutmaßungen zu bestätigen. Als sie im Sommer 1906 mit deutschen Zeitungsmännern in England Besuch machte, sah sie bei einem Empfang auch die Gräfin Warwick, die sich öffentlich als Sozialistin erklärt, und von ihr und ihren Freundinnen sagt sie in ihrem Reisebericht:

„Mir kam aber doch ein leiser Zweifel an: wer sich unter solcher Last von Brillanten noch wohl fühlen kann, ist kaum ein überzeugter Sozialist. Ich kann den Seelenzustand auch jener Frauen nicht begreifen, die vom Elend der Heimarbeiter an diesem Abend mit mir sprachen und dabei den Mut hatten, Hunderttausende in Perlen und Edelsteinen auf dem Körper zu tragen. Sport — nichts weiter!"

Einer, der mir ziemlich rot angehaucht schien, sagte (ich will seine Worte mild wiedergeben): die Hohen bei uns haben es leicht, die Freigebigen zu spielen. Die Minister beziehen Einkommen von 40000 bis 100000 Mk., nur zwei Bischöfe der Staatskirche erhalten die kleine Summe von 40000, alle andern 60-, 80000 bis 200000 (York) und 300000 (Canterbury). Wenn diesen nicht die Pflicht obliegt, Geld an das Volk zurückzugeben, wem obliegt sie dann?

*

Thomas Carlyle schreibt einmal den eigentümlichen Satz: „Ich glaube, daß die Heldenverehrung, die in jeder verschiedenen Epoche der Welt auf andere Weise geschieht, die Seele aller sozialen Verhältnisse unter den Menschen ist, und daß die Art und Weise, wie sie wohl oder übel stattfindet, einen genauen Maßstab für den Grad von Wohl- oder Übelbefinden abgibt, welcher in den Angelegenheiten der Welt obwaltet." Wer das englische Volk nicht aus Büchern, sondern in seinem Alltagsleben studiert, bemerkt bald, wie die ‚Seele' der sozialen Verhältnisse in England wesentlich durch die Verehrung der Heldin Charitas beeinflußt ist. Man rühmt den Edelsinn des englischen Volkes von heute gegen Fremde, denen England unter ziemlich liberalen, vielleicht zu liberalen Bedingungen als Freiasyl offen steht. Aber daß ein Fremder irgend welcher Nation, wenn er zufällig schon in den ersten acht Tagen seines Aufenthalts erkranken sollte, um Gotteslohn gepflegt und gewartet wird, ist mehr als Edelsinn. Das ist ein Werk der großgeistigen, hochsinnigen und dabei zarten — Frau Charitas.

*

Ich habe diese Charitasgedanken in einer Zeitschrift veröffentlicht, bevor sie hier gedruckt wurden. Man hat mir gesagt, ich sehe zu hell, das Elend der Armen in London, unter dem besonders die Kinder leiden, sei grauenhaft und das ‚Freiasyl' England sei verbarrikadiert durch ein strenges Fremdeneinwanderungsgesetz von 1905. Letzteres ist aber bereits 1906 außerordentlich gemildert worden, mit dem Elend der englischen Städte dagegen hat es seine Richtigkeit. Trotzdem brauche

ich meine Behauptungen nicht zurückzunehmen. Es freute mich, als ich nach Abschluß dieses Buches auf ein Urteil des Anglisten Prof. Dr. W. Franz stieß, das meine Anschauungen voll bestätigt (es steht in der Deutschen Revue 1907, Bd. 3 S. 292). Es heißt da:

„Wenn der gebildete Engländer auch immer darauf bedacht sein wird, seinen Klassenabstand sorgfältig zu wahren, so sorgt er doch in opferwilligster Weise für die Bedürfnisse des arbeitenden und leidenden Volkes durch Wohlfahrtseinrichtungen der mannigfachsten Art. Die englische Lady leistet in der Fürsorge für Kranke und Arme Ungeheures. Wer England und den Engländer in dem Kern seines Wesens kennen lernen will, der muß einmal in dem Lande krank geworden sein. Das Eis scheinbar teilnahmsloser Zurückhaltung zerfließt dann in hingebungsvoller Fürsorge und dienstbereiter Opferwilligkeit. Dem Hilflosen und Kranken beizustehen hält der Engländer für seine Pflicht. Es ist die Pflicht der Nächstenliebe und großen Menschentums. Anerkennung erwartet er von dem Ungebildeten nicht. Dies ist einer seiner großen Züge. Er trägt wesentlich dazu bei, die Gegensätze, die Geburt und Fortuna geschaffen, auszugleichen. Man gibt und hilft, auch wenn die Miene verschlossen ist. Allerdings liegt häufig die Bibel neben der Arzneiflasche. Im allgemeinen ist der Brite ein Anhänger der organisierten Wohltätigkeit, wie sie Carnegie in so großartigem Maßstabe vertritt. Dasselbe Individuum, das eben einen Scheck über 50 Pfd. Sterl. für ein Hospital ausgestellt hat, wird einen Bettler mit harten Worten von dannen jagen, der mit einem Penny zufrieden sein würde. Betteln ist ehrlos. Der Bettler ist in England weit schlimmer daran als der Kranke. Die englischen Hospitäler sind musterhaft in ihren Einrichtungen und

werden meist durch freiwillige Beiträge unterhalten. Den Armenhäusern hat es von jeher am Besten gefehlt, und die Charitas hat zu keiner Zeit in ihnen gewohnt."

Abschied

* * *

Mein letzter Abend in London. Ich fahre mit Freunden zum Kristallpalast, dem Riesentempel aus Glas und Eisen, wohl drei Stunden südlich von der Paulskirche gelegen. Aber ein Zug ladet uns schnell und sicher an einem der Bahnhöfe des Palastes aus.

Ein Riesentempel! Sein Mittelschiff allein ist dreimal so lang als die Peterskirche in Rom. Von fern schimmert er blaugrau wie Eis um Weihnachten. Oder wie ein Feenschloß, nicht erbaut von irdischen Händen.

Im Innern werden diese Illusionen tödlich zerstört: ein Wirrwarr von Konzerthallen, Theatern, Teehäusern, Museen mit Altertümern aus Ägypten, Indien, Pompei, von Bildergalerien, Lesezimmern, Leihbüchereien, naturgeschichtlichen Sammlungen, Läden — welcher Sterbliche käme in diesen Räumen, einer Stadt für sich, je zu einem Ende? Aber es läßt sich in ihnen so angenehm spazieren gehen. Man braucht nach niemand zu fragen, denn niemand kennt einen.

Ein Herbstnachmittag mit wunderbaren Farbenspielen in den unabsehbaren Wald- und Wiesengründen. Alles Laute gedämpft von den feinen, stillbesonnten, nicht ganz durchsichtigen Nebellüften des Spätjahrs. Wie in schmerzlichen Abschiedsgedanken stehen die Bäume, gondeln, bald das letzte Mal, Schwäne durch die lieblichen Seen. Mild goldfarbige Blumen blühen

noch an ihren Ufern. Wie heimatlos bangen die italienischen Pinien.

Wir sind fast allein. Nur einige schwarze Somalikinder werden von zärtlichen Engländerinnen gehätschelt.

Von der Terrasse blicke ich in die blauduftigen Fernen der Landschaft. Weiche Stimmungen in der Natur und in meiner Seele. Von diesem Lande muß ich nun scheiden, von diesem London, das ich so oft aus tiefster Überzeugung abscheulich nannte, von diesen Menschen, die ich ungemütlich, unpoetisch fand. Und gerade dieser Abschied verwundet mich. Ich bin ärgerlich, daß dieses Schauen und Lernen und Beobachten und Teetrinken und Beefsteakessen ein Ende haben soll. Daß ich nicht mehr ins Britische Museum pilgern und vor den süßen Madonnen der Nationalgalerie und den Landschaften Turners und der Farbenpracht Watts in der Tatesammlung träumen darf ... Aber ich habe davon in diesem Buch ja gar nicht gesprochen, eben merk' ich's. Doch: es steht in ihm noch vieles nicht.

Den ganzen Nachmittag klingt das Wort Scheiden mir durch die Seele. Aber wir schwatzen und erzählen uns, bestellen Tee und immer wieder Tee, und verhungern dabei schier. Im Kristallpalast bei London! Erst zu spät entdecken wir das große Restaurant. Wir sitzen unter den breiten Fächern von Palmen, die das grelle Licht abhalten, und in der Dämmerung hören wir Musik, seltsam schöne Musik. Von Männern, deren Namen ich nie gelesen: Ivan Caryll, Cuthbert Clark, Osmond Carr und solche viele. So fremde, uns ferne Musik! Wie wenn ein Sundainsulaner uns seine Weltanschauung predigen wollte. Da fühle ich mich auch weltfremd in dieser Vergnügungskirche, so heimatsehnsüchtig ... Und doch hätte ich die ganze

Nacht dasitzen können unter diesen Palmen, wenn diese Musik spielte.

Um 11 Uhr bin ich wieder auf der London-Brücke. Schwarz wie Geister des Abgrundes wälzt die Themse ihre Wogen.

*

Die nächste Nacht eine Meerfahrt. Stürmische See. Das Boot kämpft um den Kurs und wir — so scheint es uns Furchtsamen — ums Leben. Unermüdlich legt sich das Schiff auf die Seite, schnellt wieder empor, schaukelt wie in boshafter Freude, den Bug bald in die Tiefe tauchend, bald zu den Sternen des Himmels hebend. Stöhnend erzwingt es sich seinen Weg.

Ich klettere, mich peinlich festhaltend, auf das Verdeck. Eine rabenschwarze Nacht. Finstere Wolken am Himmel. Gespenstig leuchten die Lichter auf, wenn ein Matrose den Deckel vom Kompaß dreht und den Befund zum Kapitän hinaufruft.

In einem günstigen Augenblick ziele ich auf ein Tau am Rande des Schiffs. Wie von einer Feder geschnellt, fliege ich hinüber. Wer nicht acht hat, könnte ebensogut, über das Geländer geworfen, lautlos in der Tiefe verschwinden. Kein Mensch würde es beachten. Ich halte das Tau im Arm und es mich. Aber der kalte Nordost und die prasselnden Sturzwellen treiben mich zurück.

Nach schmerzlichen Stunden lichtet sich die lange, allzulange Nacht. Das Meer fühlt, daß es uns Sühne schuldet, es wird ruhiger. Das Land naht. Dünenberge tauchen aus dem Halbdunkel. Vlissingen! Holland! Der Rhein! Meine Heimat!